pag. 64

Dort — dort schmachten sie

Skizzen

aus dem

Klosterleben.

Gesammlet und bearbeitet

von

Albrecht.

H. S. C. BIBLIOTHEK COBURG

Erste Sammlung.

Leipzig

In Kommission bey Albrecht und Kompagnie.

1 7 8 6.

Landesbibliothek Coburg

D I 12/1

Vorerinnerung.

Daß ich dreist genug bin, diesen Bögen meinen Namen vorzusetzen, das bitte ich die zu vertheidigen, die meiner Sophie Berg und Therese von Edelwald ihren Beyfall nicht versagt haben. Nach meinen Kräften habe ich nichts geliefert, und nichts liefern wollen, was nicht den Werth von jenen hätte. Ob es mir gelungen ist, darüber muß ich das Urtheil des Publikums erwarten. Tadler bitte ich um Verschonung, Kritiker um Gerechtigkeit.

Ich habe die Wahl nach dem Interesse eingerichtet, den mir die Begebenheiten zu haben schienen, und ich bin der Wahrheit in soweit treu geblieben, als ich den Leser nicht ermüden wollte.

Landes-
bibliothek
Coburg

I.

Agnese,

oder

Unglück aus Schwärmerey.

Anmerkung.

Agnesens Zeitalter fällt über fünfzig Jahre zurück. Damals konnte man Beyspiele genug von Schwärmereyen der Art finden, nur, daß so traurige Folgen daraus selten sind. Die Geschichte selbst ist mir mitgetheilt worden, und sie stammt aus den Urkunden eines Klosters. Die Bearbeitung ist mein Werk. Ich wünsche, daß ich dem Werthe der Geschichte, die Rührung und Theilnehmung hervorbringen muß, nichts durch meine Einkleidung benommen habe.

Agnesens Eltern wohnten auf einem der schönsten Güter in einer der besten Gegenden des deutschen Reichs. Es war seit langer, langer Zeit der Erbsitz ihres Geschlechts gewesen, und sie konnten sich nicht entschliessen ihn zu verlassen. Er war ihnen werther, als alle Pracht großer Städte. Von einer Seite schloßen ihn fruchtbare Hügel ein, die sich nach und nach in Gebürge verloren, und die das Auge mit dem schönen Azur des Horizonts verwechselte. Von ihren Höhen kamen Bäche herab; die allmählig zu kleinen Flüssen wurden,

und die freye wiesen- und blumenreiche Aussicht auf die andere Seite verschönerten. Getäuscht glaubte man auf einem schlängelnden Wege einem künstlichen Park entgegen zu gehen, und kam man näher, so sah man nur, daß die Natur weniger karg mit symetrischer Schönheit gegen ihr reizendstes Wäldgen gewesen, und freute sich der Täuschung. Man mogte sehen wohin man wollte, so drängten sich Reize an Reizen. Hier lud ein kleines freundliches Thal mit dem schönsten Rasen zur Ruhe ein, dort weckten Sänger, der Kunst unnachahmlich, aus Träumen, um in süssere einzuwiegen. An einem andern Orte harmonirte das Murmeln des Baches mit dem Wasserfall. In tausend Blumen spielten so viel Farben. Ein Grün erhöhte das andere. Auch wech-

selte mit dem leblosen das lebendige so reizend, daß jeder Blick neues Frohseyn in einer hüpfenden Kreatur vor sich sah.

Die vernünftigen Bewohner der Gegend waren von einer höhern Hand in dieses irdische Paradies gesetzt, um eine mehr als irdische Seligkeit zu geniessen. Sie lebten wie alle Menschen es sollten, wie gute und einträchtige Brüder. Nie hörte man unter ihnen Streit oder sahe Mishelligkeiten. Sie standen einer dem andern bey, um das Lästige des Lebens sich tragen zu helfen, und das Frohe desselben theilten sie so uneigennützig mit einander, daß sie traurig waren, wenn einer es nicht mit geniessen konnte.

Der Grund von einer so seltenen Harmonie einer Anzahl Menschen unterein-

einander lag in der Behandlung der Besitzer dieses Guts. Agnesens Voreltern waren einer wie der andere von Descendenz zu Descendenz dem Beyspiele eines ihrer Urväter, des ältesten, dessen sich die ganze Gegend entsinnen konnte, gefolgt.

Es war aber auch kein Wunder, daß sein Gedächtniß geblieben, und das Andenken derer, die vor ihm lebten, erloschen war. Er hatte sich durch seine Liebe zu seinen Unterthanen so ausgezeichnet, daß sein Ruhm von Vätern auf Kinder zu Kindes Kindern fortgebracht worden. Sie waren ihm nicht Unterthanen, sie waren ihm Mitmenschen, sie waren ihm Brüder gewesen, denen er zum Erleichterer der Bürde ihres Lebens bestimmt zu seyn glaubte.

Er hatte durch eine richtige Schlußfolge vom Daseyn der ganzen Welt auf die Verbindung alles dessen, was darinn ist, durch genauere Menschenkenntniß, durch Betrachtung des menschlichen Unglücks und der menschlichen Freuden, durch ihre Verhältniße gegen einander, durch das Forschen auf den Grund ihrer Verschlimmerung, ein so richtiges Gefühl von der Basis menschlicher Glückseligkeit erlangt, daß er sie nicht allein durch den höchsten Grad von Selbstzufriedenheit in sich fand, sondern sie auch andern mitzutheilen im Stande war.

Er konnte seinen Unterthanen es so reizend malen, daß man in der Glückseligkeit, die man andern mittheilte, seine eigene fände; er lehrte ihnen diese Wahrheit so deutlich durch sein eigenes Beyspiel, und durch jedes, welches

er unter ihnen selbst der Sache angemessen fand, daß es ihnen zur andern Natur wurde, so lange sich etwas zu entziehen, bis auch andere daran Theil nahmen.

Zur Erhaltung aller trefflichen Einrichtungen und der ganzen Reinheit dieses irdischen Elysiums hatte es viel beygetragen, daß immer nur ein Sohn Nachfolger der Besitzer gewesen, und jede Ehe nie mehrere Kinder gezählt hatte. Daher wandten allemal die Eltern ihre ganze Sorgfalt auf die Erziehung des einzigen Zweiges ihres Hauses.

Agnese war die erste Tochter seit der bestimmten dankbaren Zeit, und ihre Mutter hatte bey ihrer Geburt eine ausnehmende Freude, und ahndete nicht, daß der Augenblick ihres Daseyns

den

den Untergang ihrer Familie gründete. Sie selbst büßte ihr Leben ein, denn wenige Wochen nachher fiel sie in ein zehrendes Fieber, das mit ihren Kräften ihren Tagen und der glücklichsten Ehe ein Ende machte.

Agnese hatte einen Bruder, der ein Jahr älter war als sie. Ein Blick auf beyde Kinder söhnte den Vater mit der Grausamkeit des Schicksals aus, das ihn zum ersten Opfer machte, nachdem es so lange mit Schonung über die Ehen seines Hauses gewaltet. Insbesondere hatte der kleinen Agnese auffallende Aehnlichkeit mit seiner verklärten Gattinn so viel Eindruck auf ihn gemacht, daß er sich auch in der Folge der Zeit nie zu einer zweyten Heurath entschliessen konnte.

Er widmete sich von nun an ganz diesen beyden Kindern, doch mit dem Unterschied, daß er bey etwas zunehmenden Jahren sich Agnesens mehr annahm, und Ferdinand mehr den Lehrern überließ, weil er sich für verbunden hielt, die Bildung selbst zu übernehmen, die die Mutter ihrer Agnese gewiß gegeben haben würde. Auch konnten ja die Grundsätze von weiblicher Tugend bey andern anders beschaffen seyn, als sie es bey ihm waren. Und hier hinreichend zu forschen ließen ihm theils die Umstände, theils die mögliche Verstellung nicht zu, da er hingegen bey seinen eigenen Kenntnißen, was die Bildung des Sohns betraf, sehr gut untersuchen und wählen konnte.

Es waren ziemlich viel ruhige Stunden in seine Laufbahn gekommen, und

nur selten, wenn ihn etwas an seine Louise erinnerte, war er schwermüthig. Ausserdem genoß er die Gesellschaft guter Freunde und jede andere Freude des Lebens. Besonders war eine der vorzüglichsten für ihn, wenn er mit dem Hauslehrer, den er für seinen Sohn angenommen, und der ihm ein warmer Freund geworden, in den angenehmen Gegenden seines Guts spazieren gehen, und mit ihm sich entweder von den Schönheiten der Natur, oder von den Vorzügen des Menschen, unterhalten konnte. Bey dieser Gelegenheit fiel dann sehr oft das Gespräch auf die Erziehung der Kinder, und der Vater, der in seinen Kindern sein ganzes Glück sah, und auch enthusiastisch in die Zukunft blickte, pries sich oft glücklich. Er hatte bemerkt, daß der Lehrer

einigemal das Feuer zu mässigen gesucht, in welches er dabey gerieth.

Es war an einem sehr schönen Abend, der einem schwülen Tage folgte, als er auch mit ihm Arm in Arm in dem nahen Wäldgen nach der Hitze des Tags sich erholte. Die Sterne funkelten durch das Grün der Bäume herab, und gaben sanfte Helle in das ehrwürdige Dunkel. Die schlummernde Stille rund umher goß auch in wachende Geschöpfe Ruhe, und gab der Seele das, was dem Körper noch nicht nöthig war. Der Abend war der volle Lohn des Himmels für einen heissen Tag, und es kam nur auf den Willen eines jeden lebenden Geschöpfs an, ob es an dem schönen Geschenke Theil nehmen wollte.

Beyde Wandernde waren in tiefer ruhiger Betrachtung auf einem ziemlich dichten schmalen Wege gegangen, als sie auf einmal auf eine kleine Fläche kamen, die mitten im Walde eine Wiese bildete. Sie war fast rund, und mit lauter hohen schönen Bäumen umgeben. In der Mitte durchschlängelte sie ein krystallner Bach, der wie Silber dahin floß, und in dem sich der Sterne unzähliges Heer spiegelte.

Die plötzliche Helle nach der Dunkelheit, der prächtige Anblick des gestirnten Himmels, der vorher nur stückweise sichtbar war, das sanfte abstechende Grün der Wiese gegen das weit härtere und ehrwürdigere der dunkeln Eichen, kurz, das ganze Ueberraschende des Gegenstandes konnte Agnesens Vater nicht ertragen, ohne in lauten Dank

aus-

auszubrechen. Er hob seine Hände gen Himmel, er dankte dem gütigen Schöpfer aller dieser Vollkommenheiten für seine Milde, und er bat ihn die ganze Fülle dieser Seligkeit einst seine Kinder in dem nämlichen Grade geniessen zu lassen, und dadurch ihn vor den ihm einst schmerzlich gewesenen, und immer noch unvergeßlichen Verlust zu belohnen.

Er wandte sich jetzt zum Lehrer. Nur mit der ganzen Gewissensruhe, Freund, sagte er, die wir in uns fühlen, kann dieser Genuß bestehen, und die, denen wir die erstere lehren, können des letztern nicht beraubt werden.

Nimmermann, so hieß der Freund des Barons, und Ferdinands Lehrer, seufzte. Die Stirn des Barons zog Furchen. Lassen sie mich das

Ge-

Geheimniß dieses Seufzers wissen, sagte er. Sie haben meine Seele beunruhiget. Ich kann nicht mehr so frey und heiter wie vorher in dieses Licht sehen. Reissen sie mich aus der qualvollen Ungewißheit, daß sie etwas vor mir verborgen halten, was ich wissen muß, so schmerzlich es auch seyn mag.

Er setzte sich auf eine kleine Anhöhe gegen den Stamm eines Baums, und Nimmermann mußte sich neben ihn setzen. Er drang noch einmal in ihm, ihm zu sagen, was ihn jedesmal abhielte, mit ihm einzustimmen, wenn er sein Glück in seinen Kindern suchte.

Nichts, sagte Nimmermann hierauf, kann einem Lehrer trauriger seyn, als den Vater und den Freund kränken zu müssen, der keine Kränkung, dessen edles Herz, dessen unbescholtener

Ka=

Karakter, dessen kleinste Handlungen Lohn verdienten. Das Glück, was sie sich wähnen, steht ihnen nicht bevor. Fassen sie sich, wenn ich ihnen sage, in Agnesen werden sies finden, nie aber in Ferdinand. Sein Herz ist böse, unverbesserlich böse.

„ Halten sie ein Freund, sagte der Baron etwas heftig. Das Urtheil ist hart. Uebereilen sie sich nicht. Der Sohn des Freundes soll auch ihr Freund seyn, und von meinem Feinde wähne ich Besserung. Ich würde vor ihrem Ausspruche zittern, wenn ich nicht in mir fühlte, daß ich selbst oft noch übereilt urtheile. Und kennte ich sie nicht zu gut, als daß ich ihnen Partheylichkeit zutrauen sollte, so mögte ich ihnen gerade widersprechen. Denn wie kann bey lauter guten Lehren, bey lauter

ter gutem Beyspiele, das Herz eines Kindes weich und biegsam wie Wachs, vom Vater des Guten zum Guten geschaffen, wie kann es böse werden."

Ihr erster Schluß ist falsch, sagte Nimmermann ganz gelassen. — Wollte der Himmel, sie könnten mir widersprechen und ich hätte unrecht, so wäre ich gewiß, daß ein böses Herz weniger, und also auch kommender gewisser böser Handlungen weniger wären. Wenn mein Freund, Erziehung aber alles macht, wo bleibt die Freyheit des Menschen, aus sich zu denken und zu handeln? wo der eingeschränkte Wille, von dem gerechten Austheiler seiner Gaben einem wie dem andern gegeben? Welcher böse Mensch könnte für seine Bosheit gestraft, welcher Ungerechte gegen den Gerechten heruntergesetzet werden, wenn

man seine Schuld auf die Schuld der Erziehung schreiben müßte? Und welchen Erziehenden könnte man tadeln, wenn er schlecht erzöge, da er selbst die Schuld seiner Methode auf seinen Erzieher zurückwerfen könnte. Das Resultat aus allen diesen muß ihnen beweisen, daß ein Kind, ohne irgend ein böses Beyspiel, ohne irgend böse Lehren, böse werden kann.

Der Baron stand nachdenkend auf. Gott! rief er aus, und hob die Augen gen Himmel, wie ist mir aus dem Abend so schnell eine trübe Stunde geworden. Schön sind deine Freuden, aber auch bitter die Leiden, die ihnen folgen. Sie giengen den Weg zurück, den sie gekommen waren.

Sie haben mich überzeugt, lieber Nimmermann, sagte der Baron,

daß Ferdinand böse seyn kann, noch aber nicht, daß er es ist. Verzeihen sie dem Vater diese Zweifel, die den Freund vielleicht beleidigen könnten.

Keineswegs, Herr Baron. Ohne Ueberzeugung zu glauben kann ich auch meinem besten Freunde nicht zumuthen. Glauben sie mir, ich habe nicht ohne Ursache mit meinem Urtheile, und besonders dessen Entdeckung zurückgehalten. Ich wollte selbst überzeugt seyn. Ich suchte die Fehler des Knaben unter die Rubrik von Lebhaftigkeit und Leichtsinn zu bringen, und unter diesen haben sie selbst ihm schon manches nachgesehen, was ihm nicht hätte nachgesehen werden sollen. Um aber nun ganz unpartheyisch zu erscheinen, so will ich ihnen heute nichts sagen. Fragen sie Agnesen über ihr heutiges Gespräch

mit ihrem Bruder, und dann wollen wir die Materie fortsetzen.

Der Baron wäre zwar gerne schneller in der Sache unterrichtet gewesen, allein er wollte den Weg, den Rimmermann gehen wollte, nicht unterbrechen, und so blieb es für heute dabey. Er brachte die ganze Nacht in unruhigen Betrachtungen zu, und ließ gleich den andern Morgen Agnesen rufen, die blaß und entstellt aussahe. Er hatte den größten Theil des vorigen Tags bey einem seiner Nachbarn zugebracht, und sie daher nicht gesehen.

Liebes Kind, sagte der Baron erschrocken, was ist dir?

Ich bin nicht recht wohl, Vater, sagte sie ganz trübe; ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen —

„Und warum nicht? Was hat dich denn beschäftigt und beunruhiget? Hast du einen Kummer, Kind, einen Wunsch, den ich zu befriedigen im Stande bin, so verhehle mir nichts. Ich bin ja dein Vater, und muß dein erster Freund seyn.“

Thränen stürzten aus Agnesens Augen.

„Du weinst — du bist furchtsam — Rede Mädgen, rede offen, frey.“

Es wird besser werden, lieber Vater, ich bin krank, schwermüthig — Es wird sich aber geben. Es wird nicht immer so bleiben.

„Das wolle der Himmel auch nicht — Aber ich muß deine Betrübniß noch vermehren, Agnese. Ich muß dir sagen, daß ich Ursache habe, mit dir zu zürnen.“

Mit mir zu zürnen — Ja, da vollenden sie meine Betrübniß. Aber warum denn?

„ Weil du kein Zutrauen zu mir hast. Du hast gestern mit deinem Bruder eine wichtige, und für ihn gewiß nicht ehrenvolle Unterredung gehabt. Das weis ich. “

Das wissen sie. O mein Vater, verbergen sie mich vor mir selbst, vor meinem Unglück. Ja, in dieser Unterredung liegt die ganze Trübheit meiner Seele. Sie hat mich mir selbst verhaßt, sie hat mich für mein künftiges Schicksal schaudern gemacht.

„ Das hat sie? “ Die heftigste Bewegung war im Herzen des Vaters. Der Sohn hatte ihn in der Tochter gekränkt. Diese Empfindung mußte durch ein hartes Verfahren erregt worden seyn.

Er

Er sah sich in seinem Kinde unglücklich, er war überzeugt, daß Nimmermann recht hatte.

Jetzt beschäftigte ihn aber die gegenwärtige Agnese mehr. Er nahm sie liebreich bey der Hand, und frug sie, warum sie ihm nicht gleich dieses entdeckt hätte.

O mein Vater, erwiederte sie, die Furcht, meinem Bruder mich noch gehässiger zu machen, hätte alles ewig in meinem Herzen verborgen gehalten. Fast weis ich nicht, ob er nicht recht hat. Aber meine Seele will nichts davon glauben. Und hat er unrecht, so hat er mich übel behandelt, so müssen sie auf ihn zürnen, und das wollte ich nicht gern.

„Gutes Kind, ganz der Mutter Ebenbild, auch ihres Herzens.“

Agnese brach aufs neue in Thränen aus.

„Und warum weinst du bey dieser Erinnerung. — Du bist glücklich, Agnese, denn du kanntest nicht, was du verlorst.“

Sagt mir nicht ihr Bild alles, was sie war. Wenn ich so vor ihr stehe, so sagt mir das sanfte Gesicht, sie wäre nicht blos Mutter, sie wäre Freundinn meines Herzens geworden. O wenn ich mich jetzt an ihren Busen werfen, und da weinen könnte, ich wäre glücklich. Sehen sie, mein lieber Vater, ich stand gestern vor dem lieben Bilde, und betrachtete es. Sie wissen, ich thue das oft. Ich verlor mich in dem Gedanken, wie schön es wäre, wenn sie noch lebte. Da kam Ferdinand. Weine nur, sagte er zu mir, du bists,

die

dir mich um diese Mutter, die meinen Vater um die beste Gattinn gebracht. Dein Leben war ihr Tod. Du bist das Unglück unsers Hauses. Unter uns wird Zerrüttung und Zwist kommen. Du wirst mich um das meinige bringen.

Lieber Bruder, antwortete ich ihm äußerst gerührt, geh nicht so grausam mit deiner Schwester um. Sie liebt dich. Aber was kann sie dafür, daß sie da ist. Wollte Gott, ich könnte mit meinem Leben das Leben dieser Mutter erkaufen, ich wollte es gerne thun. Und wie kannst du sagen, daß ich dir etwas raube? habe ich doch selbst nichts, und verlange nichts, und begehre nichts.

Du bist eine Scheinheilige, eine Leichtfertige. Schon lange weis ich dein ganzes Verständniß mit Eduard.

Mein Verständniß mit Eduard! rief ich ganz erstaunt. Ich weis von keinem, als von dem, was die Freundschaft unter uns knüpfte. Ist das unrecht? Kannst du tadeln, was aus dem besten Herzen entspringt? Wie oft reden wir von dir. Wie oft wünschten wir, daß du Theil an unsrer beyderseitigen Glückseligkeit nähmest!

Als wenn ich, antwortete er mir mit einem Gesichte, das mich zittern machte, und das ich höhnisch zu nennen wagte, wenn er nicht mein Bruder wäre, als wenn ich an einer Glückseligkeit Antheil nehmen könnte, die auf meinen Untergang gebaut ist. Verstellt euch, wie ihr wollt, ich sehe in eure Herzen. Ihr habt ein Komplot gemacht wider mich. Du stiehlst mir die Liebe meines Vaters durch deine Schmei-

che-

cheleyen, und er hat andere Tücke wider mich. Ihr wollt euch in mein Erbtheil setzen, in ein Erbtheil, das mir allein gehörte, und woran du keine Ansprüche machen solltest, bedenken solltest, daß du dem Hause blos durch dein Daseyn ein Schandfleck bist. Aber ich werde eure Tücke zu untergraben wissen.

Er verließ mich bey diesen Worten halb wüthend. Ich habe seinen ganzen Haß, mein Vater, und wenn sie ihm etwas davon sagen, so haßt er mich gewiß noch mehr. Ich bitte sie also, ich flehe sie an, sagen sie es ihm nicht, daß sie um unser Gespräch wissen. Ich werde ihm mit Liebe zuvorkommen, ich werde meine öftern freundschaftlichen Unterhaltungen mit Eduard abbrechen, um ihm keine Gelegenheit zu einem weitern Argwohn zu geben.

Ich werde Eduard selbst bitten, daß er sich mehr um Ferdinands Freundschaft bewirbt. Wollen sie, bester Vater?

„Ich will, bestes einziges Kind, ich will, sagte der Baron, und drückte sie in seine Arme. Sieh, ich thue, was du gerne siehst. Aber nun bitte ich dich, auch zu thun, was ich gern will, gern von dir sähe.“

O mein Vater, beschämen sie mich nicht. Sie können befehlen, und sie wollen bitten.

„Ich bitte dich als Freund. Schlage dir jede Sorge über alles das aus dem Sinn, was dein Bruder dir gesagt hat. Suche keine Unterhaltung in Schwermuth, nicht dein Alter, nicht deine Umstände, nicht deine Denkungsart heischen das. Laß deine freundschaft-

schaftlichen Gesinnungen gegen Eduard sich nicht verändern. Er ist ein guter Jüngling. Ich liebe ihn, und warum solltest du ihn denn hassen. Versprich mir das alles, geh in Frieden, sey heiter, und laß mich für alles übrige sorgen."

Agnese küßte seine Hand, und versprach ihm alles zu halten, was er ihr aufgelegt. Das gute Mädgen versprach mehr, als sie zu halten vermogte. Es hatte sich ihrer Seele schon eine Schwermuth bemeistert, die sie nicht mehr überwinden konnte. Das Andenken an den Tod ihrer Mutter verfolgte sie unaufhörlich. Das Bild ihres wüthenden Bruders war ihr vor Augen, wo sie gieng, und sie furchte bey jedem Schritte, daß er ihr begegnen, und sie aufs neue mishandeln mögte.

Mit

Mit Beben gieng sie durch die reizenden Fluren, wo sie sonst froh hindurch hüpfte. Die Bäume schienen ihr zu trauern, die Blumen zu bleichen, die Vögel sangen ihr Melodien der Schwermuth, und wo sie sich niedersetzte, wähnte sie sich einen Grabeshügel. Begegnete ihr Eduard, so wollte sie ihn nicht meiden, um ihrem Vater nicht ungehorsam zu seyn, aber er bemerkte bald, daß sie nicht mehr war, was sie gewesen. Er trauerte, und sie konnte ihn nicht trösten. Er bat sie, ihm seinen Kummer zu entdecken, und sie konnte nur weinen, und schwieg zu allen Fragen. Nur wenn sie den Vater oder den Bruder sah, zwang sie sich zu einem heitern Blick, und dieser kostete ihr dann doppelt schmerzliche Stunden, wenn sie sich selbst sagen mußte: Du bist eine Heuchlerinn.

Der Baron sahe nach dem Gespräche mit Agnesen wohl, daß Nimmermann recht haben würde, und er würde ohne weiteres Nachdenken es ihm gegeben haben, wenn ihm nicht in Agnesens Erzählung etwas aufgefallen wäre, was ihn noch zurückhielt, sich die Wahrheit davon zu bestätigen.

Agnese hatte ihm gesagt, daß ihr Bruder ihr vorgeworfen, sie raubte ihm durch ihre Schmeicheleyen des Vaters Liebe. Zwar, wenn er sein eigenes Betragen beobachtete, fand er sich hier völlig gerechtfertigt, denn ausserdem, daß er ihr selbst öfterer Unterricht gab, als Ferdinanden, hatte er nicht den geringsten Vorzug der einen für den andern gegeben. Aber es konnte vielleicht etwas, was er selbst nicht wußte, seinen Handlungen den Anstrich einer Unge-

gerechtigkeit gegeben haben, und es war seine Pflicht, zu untersuchen, ob Ferdinands Betragen gegen seine Schwester vielleicht aus einem solchen Wahne seinen Ursprung nähme.

Er suchte eine Gelegenheit deswegen an ihn zu kommen. Er fand sie bald. In wenigen Tagen fiel Nimmermanns Geburtstag ein, den man immer mit einer kleinen Feyerlichkeit zu begehen pflegte. Ferdinand kam zu seinem Vater, und bat sich die Erlaubniß aus, seinem Lehrer von seinem ersparten Geld ein Geschenk machen zu dürfen, weil er wußte, daß er lange gern ein gewisses Buch haben wollen.

Der Baron erstaunte. Er wußte, daß Nimmermann oft dem Jüngling hart zusetze, und konnte sich dieses Phaenomen der Gefälligkeit gegen ihn

nicht

nicht gut erklären. Er fieng an völlig auf Ferdinands Seite zu wanken. Er frug ihn, ob er seinen Lehrer auch wirklich liebte, und Ferdinand fieng eine so treffliche Lobrede auf ihn zu deklamiren an, daß der Baron davon entzückt war.

Er nahm die zehn Rthlr. die ihm Ferdinand übergab, und versprach sogleich in die Stadt zu schreiben, und das Buch kommen zu lassen. Ferdinand wollte weggehen, als dem Baron die Unterredung mit Agnesen beyfiel, und er frug ihn etwas bedeutend, ob er denn auch seine Schwester liebte? Mit der offenherzigsten Dreistigkeit bejahte es der Jüngling, und als der Baron die zweyte Frage that: ob er denn wohl auch auf seine Schwester zürnen könnte, wenn sie dem Anschein nach

mehr die Aufmerksamkeit des Vaters an sich zöge als er, so erwiederte Ferdinand:

Er wisse gewiß, daß dem nicht so sey, und daß sie beyde gleich geliebt würden. Wenn aber auch das Gegentheil wäre, und seine Schwester mehr geliebt würde, so würde er keineswegs darüber böse seyn, weil sie alsdann auch mehr Liebe verdienen müsse.

Jetzt standen des Barons Gedanken still. Wenn dies Verstellung war, so war sie teuflisch, und doch konnte er unmöglich glauben, daß an Agnesens Erzählung ein unwahres Wort seyn sollte. Er ließ Ferdinanden gehen, und blieb im stummen Nachdenken.

Indem kam Nimmermann. Er war schon gewohnt, den Baron oft im solchen Nachdenken zu sehen. Er war

gewohnt, ihn nicht darinn zu stören, und beschäftigte sich mit etwas andern, bis der Baron zu sich kam. Jetzt gieng er an den Schreibtisch, um ein Buch zu nehmen. Da lag nun noch das Geld, was Ferdinand gebracht hatte. Halb in Gedanken sah ers an, und gab ein lautes Zeichen seines Erstaunens. Dies erweckte den Baron. Er frug ihn, was ihn in Verwunderung setzte?

Daß sie, antwortete Nimmermann, im Schlafe einen Thaler in ihre Gewalt bekommen, den ich mit so vieler Mühe und Kosten nach langem Suchen erhalten habe. Sehen sie, das ist gerade der seltenste unter der ganzen Sammlung von Glockenthalern.

„Und wenn haben sie ihn denn bekommen, frug der Baron erstaunt, und wo haben sie ihn aufgehoben?

Ich bekam ihn vor acht Tagen aus der Stadt, und legte ihn in meinen Schreibtisch, wo er noch liegt, weil ich seitdem nicht zum Kabinet gekommen bin.

„So! Thun sie mir doch den Gefallen, und sehen nach, ob er noch da ist.“

Ob er noch da ist? Sonderbar! Warum denn das?

„Ich habe so meine Ursachen — Ich wollte doch gerne sehen, ob sie sich glichen.“

Ob sie sich glichen? J nu, holen kann ich ihn wohl —

Nimmermann gieng, und der Vater warf sich in einen Sessel. “Wie ist mir, rief er aus, wie ist mir — O das geht durch Mark und Bein. Wenns wahr wäre! Was ich träume! — Nein,

ge=

gewiß nur ein Traum. Auch der Zufall will mich ängstigen. Wie leicht ist es nun möglich, daß eben ein solcher Thaler in meine Hände kam, und ich ihn Ferdinand gab, oder er ihn wegen seiner Sonderbarkeit einwechselte. Möglich, möglich! Aber warum bin ich so ängstlich? Warum pocht dies Herz so? Warum bleibt Nimmermann so lange?

Nimmermann war nicht lange geblieben. Er hatte nur nachgesehen, den Thaler nicht gefunden, und war erstaunt zurückgekehret. Er trat herein.

Nun, sagte der Baron, zeigen sie. Die letzte Hoffnung, Nimmermann würde ihn haben, preßte ihm diese Worte aus. Er zitterte für Erwartung.

Ich hab ihn nicht, sagte Nimmermann, er ist fort. Ich begreife nicht, es fehlen noch an meinem Gelde dreyzehn Gulden. Schon verschiedenemale habe ich kleine Defekte gemerkt.

Der Baron stand erstarrt. Aber er faßte sich. Er gieng zu seinem Comptoir. Guter lieber Mann, sagte er, hier ist ihr Thaler. Hier sind die dreyzehn Gulden. Hier ist (er gab ihm eine handvoll Thaler) etwas für die kleinen Defekte. Sie sind bestohlen. Aber eine Bitte —

Nimmermann nahm in der Betäubung alles. Und welche Bitte? frug er.

„ Die, daß sie niemanden etwas von dem allen sagen! Mir selbst nichts mehr davon. Fehlt ihnen aber etwas, so sagen sies mir, und ich ersetze es.

Wol-

Wollen sie mir diese Freundschaft erzeigen, sie verbinden mich unendlich.“

Sie sind so dringend, Herr Baron, daß ich ja sagen muß, ohne mich zu bedenken.

„Schön! Gut! Recht gut! Nun auf etwas anders. Sagen sie mir, hörten sie selbst das Gespräch zwischen Agnesen und Ferdinand mit an?“

Ja, Herr Baron. Ich war im Nebenzimmer, und erschrack darüber. Aber jetzt erlauben sie mir, daß ich mich entferne.

Ohne eine Antwort abzuwarten, gieng Nimmermann aus dem Zimmer. In dem Augenblicke löste sich der Staar von seinen Augen. Er kannte seinen Dieb, und wußte, warum der Vater ihn schweigen ließ. Er hatte ein äußerst theilnehmendes Herz. Er

konnte

konnte sichs denken, was der Vater eines so boshaften Sohnes fühlen mußte. Er konnte den Anblick des Schmerzes nicht länger ertragen.

Der Baron blieb nach seinem Abschied einige Minuten unschlüssig. Endlich faßte er sich, sagte nur: Gott! bin ich denn zu so vielen Leiden geboren, setzte sich, schrieb, und fertigte einen Bothen in die Stadt ab, um das Buch für Ferdinand zu holen. Er wartete, bis zum Tage des Festes. Am Morgen kam Ferdinand selbst, um ihn zu erinnern.

Der Baron gab ihm das Buch. Hier ist das Geschenk für deinen Lehrer, sagte er, aber bedenke, wie es ihm gefallen müsse, wenn er wüßte, daß du ihm selbst das Geld dazu gestohlen, ihm, der mit saurer Mühe an dir das wenige

ge verdient. Diesmal hab ich dein Laster wieder gut gemacht, aber schämen muß ich mich, daß du mein Sohn bist.

Er ließ ihn bey den Worten stehen, und gieng. Ferdinand stand wie aus den Wolken gefallen. Er wußte die Schuld, aber wie sie bekannt geworden, das konnte er nicht begreifen. Indessen war es ihm vors erste genug, zu wissen, daß sein Lehrer nicht damit bekannt war, und also gieng er ohne Scheu hin, und brachte ihm das Geschenk.

Thränen schlichen von den Wangen des bekümmerten Lehrers. Ich danke ihnen, Ferdinand, waren seine Worte, lieber aber wollte ich, ich könnte dem Himmel für ihre Besserung danken.

Ferdinand war schlau genug, gleich einzusehen, daß der Lehrer etwas merken mogte. Ich werde mich gewiß bessern, lieber Herr Nimmermann, erwiederte er. Ich weis es, daß ich gefehlet habe.

Gut, mein Sohn, sagte Nimmermann, ich will mehr nicht wissen. Er wollte dem Baron sein Versprechen halten, und durch eine Strafpredigt die Freude des Tages nicht vergällen.

Indessen sah Ferdinand, der auf sich und seine Handlungen immer mehr acht zu geben anfieng, und so mit jedem Tage schlauer wurde, wohl ein, daß er den Streich etwas dumm gemacht hatte, und nahm sich vor, hinführo behutsamer zu seyn. Reue fühlte er in seiner Seele gar nicht darüber,

aber Aerger, daß er sich an den Lohn des Lehrers für ihn vergreifen können. Da in seinem Sinn alles was der Vater besaß, sein gehörte, so konnte er sichs selbst nicht erklären, wie er nicht lieber in des Vaters Schatulle einen Griff gethan, und sich durch eine solche Entdeckung nun den Weg zu wichtigern Unternehmungen versperren können. Das mußte wieder gut gemacht und eingeleitet werden, und dazu blieb ihm kein Weg übrig, als Scheinheiligkeit. Dieser befliß er sich denn auch in solchem Maaße, daß er bald wieder die täuschte, die ihn im Grunde liebten, und weil sie Besserung sahen, auch die verstellte gern für wahr nahmen.

Aus dem Betragen der Schwester hatte er auch wohl gemerkt, daß seine Härte unaussprechlichen Eindruck auf

sie gemacht, nur besorgte er nicht, daß der Vater schon um diese Behandlung wüßte, sondern schrieb seine zunehmende Zärtlichkeit und Sorgfalt für sie auf Rechnung ihrer Schwermuth.

Auch die Sorge, daß er sie zu hart angelassen, gieng ihm im Kopfe herum. Indessen war sie ihm ein Dorn im Auge, wo er sie nur sah, und er schmiedete ein Projekt ums andere, wie er ihrer los werden, oder sie dem Vater verhaßt machen könnte. Das letzte zu stande zu bringen, erschien ihm selbst bald als unmöglich. Zum ersten ließ sich ein Mittel an. Sein feiner Kopf hatte nicht geruhet, bis er auf die Bahn eines Bubenstücks gekommen war.

Er stellte sich eine lange Zeit äusserst zärtlich gegen Agnesen. Er bat sie wegen seiner Beleidigung um

Verzeihung, er bat sie, ihm die vorige Liebe zu schenken, wußte aber jeder Schmeicheley eine kleine verdeckte Anspielung auf Mitleiden mit ihrer traurigen Lage, und mit dem Kummer, der sie um der Mutter willen verfolgte, anzuhängen.

Er hob dadurch ihre Furcht vor ihn, nicht aber ihre Schwermuth, denn weil sie schon als Schwärmerinn in sich gekehret war, sah sie, was er sagte, für Wahrheit, und was der Vater dagegen predigte, blos für Güte aus väterlicher Liebe an.

Ferdinand hatte zu seinem Endzweck Bekanntschaft mit ihrem Beichtvater gemacht. Er fand in ihm einen braven guten Mann, der aber kein Pulver erfunden, und das einzige Verdienst hatte, wenn dies ein Verdienst ist, daß

er

er äusserst enthusiastisch für Religion und alles war, was dahin gehörte.

Es war Ferdinanden ein leichtes die Maske der Heiligkeit anzunehmen, und den Pater zu bereden, daß er nichts eifriger wünsche, als selbst in einen Orden zu treten, wenn nicht platterdings die Pflichten gegen seine künftigen Unterthanen das Gegentheil von ihm verlangten. Sobald er den Mann für sich und seine guten Gesinnungen eingenommen hatte, und sein völliges Vertrauen besaß, fieng er an von seiner Schwester zu sprechen. Sie ist eine Unglückliche, sagte er, die das Mitleiden der ganzen Welt verdient. Sie hat sich die traurige Grille in den Kopf gesetzt, daß sie an dem Tode ihrer Mutter schuld ist, und die verfolgt sie unaufhörlich. Sie war sonst ein lustiges

muntres Geschöpf, seit diesem Gedanken aber kennt man sie nicht mehr. Es muß in ihrem Blute liegen, denn ich habe mir sagen lassen, meine Mutter habe das nämliche Temperament gehabt, und mein Vater würde sehr unglücklich gewesen seyn, wenn er sie länger behalten hätte. Wenn es nicht einem Eigennutze von mir ähnlich sähe, so würde ich sagen, man sollte versuchen, ob nicht die Macht der Religion etwas über sie vermögte. Aber wem sollte ich das entdecken können? Sie, lieber Pater, sind der einzige Busenfreund, mit dem ich in der Art und über den Punkt reden kann. Ihnen kann ich auch den besten Beweis meiner Uneigennützigkeit geben, denn ich versichere ihnen, wählte sie ein Kloster, nicht ein Heller von ihrem Vermögen sollte ihrem heiligen Aufenthalte entgehen.

Das glaub ich ihnen, das glaub ich ihnen, sagte der Pater, und mir, Herr Baron, wirds von diesem Augenblicke an Gewissenssache. Ich werde mit ihrer Schwester reden —

„ Aber mich nicht nennen, denn gewiß, man könnte denken, ich hätte absichtlich gesprochen. Es giebt böse Ausleger der besten Meynungen."

So gut verschwiegen, als ob sie mirs im Beichtstuhle gesagt hätten.

Die erste Anlage war nun gemacht. Das nächstemal, wie Agnese beichtete, sagte ihr Pater Franz, er würde zu ihr kommen, um sie wegen ihrer beständigen Schwermuth etwas zur Rede zu stellen. Es sey sündlich, sich solchen Empfindungen zu überlassen, und nicht Mittel zu suchen, ihnen Einhalt zu thun.

Agnesens Schwermuth vermehrte sich dadurch. Von allen Seiten war sie schon gefoltert, und nun wurde sie auch noch von dem angegriffen, der ihr Trost zusprechen sollte. Sie erwartete einen Besuch mit Schrecken, der ihr sonst sehr angenehm gewesen war.

So wenig Pater Franz Weltkenntniß besaß, so weniger er einer von den glattzüngigen Schmeichlern war, die sich in alle Zeiten und in alle Umstände zu schicken, und daher sich den Großen so angenehm zu machen wissen, so mehr schätzte ihn Agnese. Die Biederheit seines Herzens war ihr Bürge, daß er ihr nichts schädliches rathen würde, aber sie wußte nicht, ob der Wink, den er ihr gegeben, nicht von ihrem Vater seinen Ursprung nähme, und ob er nicht den Gehorsam ihr als un-

umgänglichen nothwendigen Grund einer Veränderung vorlegen würde, von der sie fühlte, sie würde sie nie bewerkstelligen können.

Als sie ihn hereintreten sahe, weinte sie schon.

Wieder in Thränen, sagte Pater Franz, und faßte sie liebreich bey der Hand, wodurch gleich wieder Muth in ihre Seele kam.

Kann man wider sein Herz? antworteten sie. Guter, lieber, würdiger Seelsorger, fuhr sie mit aller Innigkeit fort, die sich mit dem ganzen Zutrauen zu ihm in seine Seele ergoß, und ihn ganz weich machte, sie haben mich sehr geängstigt. Wenn das Sünde ist, was so unwillkührlich am Herzen nagt, was sind wir denn für schwache Menschen? Sagen sie mir doch,

ehrwürdiger Herr, hat mein Vater oder mein Bruder ihnen den Auftrag gegeben, mit mir über meinen Zustand zu sprechen?

„Keiner von beyden, mein Kind. Meine Aufmerksamkeit und meine Sorgfalt für sie trieb mich dazu. Ich sahe ihre Leiden, und so wie es meine Pflicht ist, alles, was ich denen, die ihre Seele mir anvertrauen, schädlich glaube, von ihnen zu entfernen, so wünsche ich auch das von ihnen zu können. Ich muß wünschen, und also auch befördern, daß sie entweder ihre vorige Heiterkeit wieder erlangen, oder daß sie, wenn diese Schwermuth nicht aus ihren Herzen zu reissen ist, sie in eine Art von Beruhigung, von Ergebung in ihr Schicksal verwandeln, die sie selbst, und die sie lieben, für den gefährlichen Fol-

gen einer solchen Leidenschaft in Sicherheit setzt.“

Ich verstehe sie nicht ganz, ehrwürdiger Herr, aber ich fühle etwas linderndes in dem, was sie mir da sagen. Erklären sie sich deutlicher. Sagen sie mir, wie ich diese Beruhigung für mich und die meinigen erlange. Willig ihren Rath anzunehmen sehen sie mich, sehen mich von dem Leiden, was mich drückt, so sehr zu Boden geschlagen, daß ich die Last kaum zu tragen vermag.

„Der Himmel legte noch nie dem Menschen eine Last auf, wofür er ihm nicht Mittel zur Erleichterung mittheilte. In ihrem Zustande ist Einsamkeit, Ruhe und Gebet Balsam. Die ersteren finden sie nicht in der Welt, das letztere können sie darinn nicht gehörig

abwarten. Solche, die denken wie sie, bestimmte der Herr für jene Zufluchtsörter aller Seelenleiden. In den Tempeln der Ruhe schenkt er ihnen, was ihnen mangelt."

Agnese verstand ihn nun sehr wohl, und es war ihr, als ob ein Stral des Lichts die Finsterniß in ihrem Herzen erhellete.

Engel meiner Rettung! vom Himmel mir gesandt, rief sie aus, und küßte des Paters Hand, ich danke ihnen. Der Gedanke hätte schon in meiner Seele erwachen sollen. Verborgen lag er gewiß darinn. Aber ihnen war es bestimmt, ihn zu erwecken, und der Himmel gebe ihnen seinen schönsten Lohn davor. Nun aber helfen sie mir auch das Werk ausführen. Sagen sie mir, was soll ich thun? Wohin soll ich gehen, um

zu diesen Endzweck zu kommen? Wollen sie mit meinem Vater, mit meinem Bruder sprechen, oder soll ich mit ihnen reden?

„ Nicht so heftig, meine Tochter. Diese Wahl muß nicht übereilt werden. Der Entschluß eines Augenblicks ist nichts. Ich wünsche, daß sie bey diesem Gedanken bleiben. Aber ich muß ihnen die Prüfung von drey Tagen auflegen, und in diesen Tagen müssen sie noch keinem Menschen, er sey wer er wolle, etwas davon bekannt machen. Dies sey der erste Versuch, ob sie zu dem fähig sind, wozu sie sich widmen wollen. Ich verspreche ihnen indessen mit der Supriorinn des Ursulinerklosters, meiner Freundin, und der würdigsten Mutter, die ich kenne, zu reden. Wollen sie so? "

Ich will — alles was sie wollen, was sie für gut finden, das bekräftige ich. Ich will nichts in diesen Tagen reden, nur denken, denken will ich, wie ich mich zu meinem Vorhaben recht geschickt mache.

Pater Franz verließ die schwindelnde Schwärmerinn, und sie schwebte hoch über all ihr bisheriges Elend in ihren Gedanken hinweg.

Agnese! rief sie sich selbst zu, nun wirst du glücklich seyn. Darum war deine Seele so trübe, weil sie nicht wußte, daß sie diesen heiligen Weg gehen sollte. Darum lag jede Freude um mich her, so schwer auf meinem Herzen, weil ich nicht für die Welt bestimmt war, und es fühlen sollte, daß ichs nicht wäre. Ists mir doch, als wenn man mich aus Fesseln be-

freyet, aus einem Kerker gehoben hätte. Fort! Fort in die freye Luft. Ich wills meinen Blumen, meinen Wiesen, meinem Walde, allen den Orten, wo ich unschuldig so glücklich war, will ichs sagen, daß ich wieder unschuldig, daß ich wieder glücklich bin.

Sie rannte fort, durchlief Garten, Wald und Wiesen, hüpfte wie ein junges Reh im erwachenden May, tändelte mit jeder Blume, sprach mit jedem Rasen, wo sie gesessen hatte, fand alles, was ihr dumpf und traurig gewesen war, wieder schön und reizend, glaubte, ihre Freude machte alles um sie froh, und gab durch die Heiterkeit, mit welcher sie zurückkehrte, ihrem Vater zum erstenmal nach langer Zeit wieder einen glücklichen Abend.

Er wollte sie nicht um die Ursache fragen, denn er war viel zu furchtsam, er mögte durch eine solche aufgeworfene Frage etwa unangenehme Erinnerungen wieder rege machen.

Ferdinand drang ins ganze Geheimniß. Er hatte beobachtet, ob Pater Franz zu ihr gehen würde, und hatte ihn gesehen. Er rechnete schon zum voraus alles auf den frommen Eifer dieses Manns, und nun, da er die offene Wirkung dieses Besuchs sahe, zweifelte er keinen Augenblick, daß der erste Eingang seines Projekts gelungen wäre.

Nun mußte er den zweiten Schritt thun. Er hatte wirklich geglaubt, daß zwischen Eduard und Agnesen ein genaueres Verständnis wäre, als es in der That war. Er hatte sich lange ge-

fürchtet, sie möchte mit ihrem Liebhaber darüber zu Rathe gegangen seyn, wie sie sich beyderseits gegen ihn benehmen wollten, und er hatte das erste Betragen wirklich für abgeredte Kälte genommen. Wie er aber nachher bemerkte, daß Eduard auch trübe wurde, so dachte er auf die Wahrheit, und sprach Agnesen von allen Verdacht frey? Er konnte in seinem Herzen nicht unterlassen, über ihre Dumheit zu spötteln, und sie auszulachen, daß sie seinen Ränken nicht entgegen zu seyn wüßte. Er hatte sich, seitdem er überzeugt war, Eduard wüßte nichts, mehr als vorher an ihr gekettet, und dieser, der ihm zwar nicht ganz trauete, aber selbst zu gut war, als daß er unter so guten Aeußerungen etwas Böses wähnen sollte, fing endlich an ihm gewogener zu werden, und ver-

traute ihm sogar alles, was er von Geheimnissen hatte, bis auf seine Liebe zu Agnesen.

Ferdinand nahm also in dem lezten Zeitpunkte Gelegenheit, das Gespräch darauf zu bringen. Er sagte ihm, er habe ihn immer für seinen vertrautesten Freund gehalten, habe aber doch Ursache über seine Zurückhaltung zu klagen, und als Eduard hierüber eine nähere Erläuterung wünschte, fuhr er fort, daß man an den Augen seines Geistes sehr blind seyn müßte, um nicht zu bemerken, daß er Agnesen liebte. Er sey aber verbunden, ihm etwas zu steken, was ihm in der Lage unmöglich gleichgültig seyn könnte, und was ihm selbst nicht gleichgültig wäre, da er niemanden seine Schwester lieber als ihm gönte.

Eduard fiel ihm um den Hals, und war außer sich für Freuden. Er hieß ihn seinen liebsten besten Bruder, er habe sich nie getraut, sagte er, sich ihm zu entdecken. Er liebe Agnesen unaussprechlich, und er könne ohne sie nicht glücklich seyn.

Ferdinanden war der Eifer fast zu stark, und wann der Enthusiasmus des Paters ihm nicht zu Hülfe gekommen wäre, so hätte er sein Wort zurückgenommen. So aber antwortete er auf Eduards Frage; was er ihm dann stecken wolle? daß sein Glück in diesem Falle noch nicht so ganz bestimmt gewis wäre, weil Agnese, wie er aus ihrem Betragen merke, die Grille hegte, Nonne zu werden.

Es läßt sich kein plözlicherer und empfindlicherer Uebergang von der Freude

zum

zum Schreken denken, als bey Eduard entstånd.

Ferdinand sahe aus diesem Phänomen, daß die Liebe so heftig war, und damit sie nicht etwa zu wirksam würde, ohne daß er gehörige Maaßregeln gegen diesen brausenden Strom genommen, so beruhigte er den ängstlichen Liebhaber so gut er konnte, durch die Versicherung, daß weder er noch sein Vater den Schritt jemals zugeben würden. Er bat ihn, sich ihm ganz zu überlassen, mit Agnesen so glimpflich als möglich zu verfahren, gelegentlich aber ihre Gesinnungen über den Punkt zu erforschen, damit man seiner Sache gewis wäre, und nicht auf gerade wohl etwas unternähme. Er mögte aber ja nicht zu sehr in sie dringen, denn Widerstand mache oft einen Entschluß noch fester.

Ferdinand wußte sehr wohl, daß das alles in den Wind gesprochen war, und daß Eduard doch thun würde, was er wollte. Aber seine Absicht war auch nur ihn recht hitzig zu machen, damit er auf diesem Wege zu einer Gewisheit käme, die er vom Pater Franz um sich nicht zu verrathen, nicht gern erforschen wollte.

Kaum hatte sich Ferdinand entfernt, als Eduard schon eilte, Agnesen aufzusuchen. Er liebte sie wirklich so aufrichtig, daß er, wenn er auch keine Absicht auf sie gehabt hätte, sie doch vom Zwang des Klosterlebens zurükgehalten haben würde. In seinen Jahren und seiner Lage konnte man keiner andern Meynung seyn, als daß es eine Grausamkeit sey, einem Mädgen jede Freude zu verschlüssen, und sie, wenn auch nicht mit Gewalt,

walt, doch durch Ueberredung, und falsche Grundsätze zur Betschwester zu machen.

Er kannte Agnesens liebste Spaziergänge, und er fand sie auch wirklich auf einem derselben. Der Kontrast zwischen ihrer Lebhaftigkeit und seiner Traurigkeit war im ersten Anblick sehr auffallend.

Warum so traurig, sagte sie. Sehen sie denn nicht, daß alles sich freuet, alles heiter um sie her ist!

Wenn wekt die Aufmunterung eines geliebten Mådgens nicht aus den unangenehmsten Tråumen. Die Art, wie sie ihm ihre Hand gab, der unschuldige Blick ihres Auges, die muntere Laune, die er so lange an ihr vermißt hatte — alles trug zu seinem Entzücken bey, und er war aus einem beklagungswerthen Zustande, in die erwünschteste Lage gekommen

men. Den Engel am Arm glaubte er in einem Paradiese zu wandeln.

Er säumte nicht lange, seinem vollen Herzen Luft zu machen. Sie kamen auf einen Hügel, von dem sie eben das Kloster, was Pater Franz Agnesen vorgeschlagen, übersehen konnten. Eduard zeigte dahin, und sagte voll von den widrigen Begriffen, die im Augenblik, da er Agnesens Entschluß gehört, sich in seiner Seele gebildet hatten:

Dort, dort schmachten sie, die unglücklichen Schlachtopfer, die man der Jugend, der Freude und der Schöpfung entzieht, die man aufhören läßt, Menschen zu seyn, um sie zu Sklaven zu machen, denn man nimmt, was der Himmel jedem lebendigen Odem gab, Freyheit.

Wo! wo! rief Agnese erstaunt, Wohin geht das? Sie konnte es nicht recht fassen.

Dahin, auf das Kloster dort — auf die unglücklichen Mauern, die, könnten sie reden, die tausend Seufzer, die unendlichen Klagen laut bekannt machen würden, die an ihnen ungehört verhallen; auf den Kerker, der dem Zeitalter in dem wir leben Schande macht, wie er es dem machte, in welchen er errichtet wurde. Verführerische Fesseln legt man da der Unschuld an, die nimmer gelöst werden, und nimmer zu drücken aufhören.

Woher dieser Enthusiasmus, sagte Agnese, und riß sich von seinen Arm los, wider einen geheiligten Stand — wider einen Zufluchtsort für innere untröstbare unvergängliche Leiden? Was bewegt sie, eine Lebensart anzugreifen,

die sie unmöglich kennen, und wovon sie also unmöglich urtheilen können? Eduard, fuhr sie etwas gelaßner fort, dies muß mir ihren Karakter verdächtig machen. Sie sind offenbar ungerecht.

Was Agnese sagte, war für Eduard immer Wahrheit gewesen. Er glaubte es gleich, daß er ungerecht gewesen. Dies hemte seinen Widerwillen nicht, aber es machte ihn milder. Er fürchtete für Agnesen, weil sie sich der Sache so eifrig annahm, und doch konnte er nicht überzeugt seyn, weil dieser Eifer in seiner eigenen übereilten Ungerechtigkeit seinen Grund haben konnte. Er näherte sich ihr, und bat sie, ihm zu verzeihen. Gefühl beleidigter Menschheit konnte leicht übertriebenen Eifer zu wege bringen.

Agnese war leicht zufrieden zu stellen. „Sie sey selbst sich so vieler Schwachheiten bewußt, daß sie sie leicht an andern übersehen könnte. Auch wünsche sie ihn zu überzeugen, daß er unrecht habe. Sie tadle jeden Zwang in dieser Wahl, er wisse ja aber selbst, daß dieser jetzt sehr selten statt finde. Ungerechtigkeit sey ein Uebel, welches einmal in der Welt nicht auszurotten wäre, und das Verhältniß so, daß gewis eben so oft Beruf zum Klosterleben unterdrückt, als im Gegentheil Zwang angethan würde.“

Eduard suchte alle mögliche Beweisgründe hervor, um den Nachtheil des Klosterlebens ins Licht zu sezen, und war unglücklich genug, keinen Widerspruch bey Agnesen zu finden, die aber jedesmal sich darauf berief, daß freye Wahl einen Unterschied machte, und in diesen Fällen

für die Stiftung selbst mit äußersten Enthusiasmus eiferte. Endlich wagte er sie zu fragen, ob sie wohl jemals einen Beruf von der Art fühlen könnte, und ob, wenn sie ihn fühlte, Vater und Bruder, und ihre ganz andere Bestimmung sie nicht auf andere Gedanken bringen würden? Er wagte es nicht, sagte er, noch jemanden ins Spiel zu mischen, weil einem dritten ohne vorhergegangene Erklärung es nicht gebühre, sich wichtig genug zu einer solchen Sinnesänderung zu machen.

Agnese verstand, was er sagte, und erröthete wider ihren Willen. Sie war im Begriff, ihm ein ganz lebhaftes gezwungenes Geständniß ihrer Meynung, und ihres Entschlusses zu geben, als ihr das Verbot des Pater Franz einfiel.

Halt, rief sie aus — nicht weiter Eduard. Ueber diesen Punkt darf ich ihnen nicht antworten, hier ist zwischen Mund und Herz ein Riegel, den ich nicht öffnen darf.

„Nicht dürfen — warum nicht dürfen? sind sie nicht freyer Mensch! ist ihr Wille nicht ihnen eigen? sind sie nicht mehr ungebunden?

Nicht mehr ungebunden. Sie haben sich ganz recht ausgedrückt, Eduard, und nun lassen sie uns das Gespräch abbrechen.

„Nein, nun nicht, bey allem was mir lieb ist“ — Er warf sich vor ihr nieder. „Nun muß ich den dritten Mann, den ich ihnen erst nannte, reden lassen. Hören sie Agnese, wenn das ihr Entschluß, ihr schrecklicher Entschluß ist, so wird sich zum Vater und zum Bruder

der,

der Liebhaber gesellen. Er wird seine Bitten mit jenen vereinigen, und seine Bitten sollen mehr Eindruck machen, als jene, denn er wird am unglücklichsten. Ich liebe sie unaussprechlich Agnese. Ich kann ohne ihren Besitz nicht glücklich seyn; Sie dürfen die Hand dessen nicht ausschlagen, den ihre Reize fesselten, den ihr Verstand und ihr edles gutes Herz an sie kettete. Sie werden dieses gute edle Herz nicht verläugnen. Sie werden nicht unmenschlich handeln. Mit welcher Sanftmuth haben sie jedesmal die Versicherungen meiner Freundschaft angenommen? Immer haben sie mir gesagt, ich läge ihrem Herzen so nahe, und nun wollen sie mich verzweifeln lassen? Nein, Agnese, widerrufen sie, was ihr schreckliches Stillschweigen mir verkündigt, sagen sie

mir

LB. Coburg

mir ein tröstliches Wort. Sagen sie mir, daß sie mich lieben, daß sie mein seyn wollen.

Ich muß sie verlassen, Eduard, war alles, was die bestürzte Agnese vorbringen konnte, und sie gieng, ohne eine Antwort darauf abzuwarten.

Eduard wagte es auch nicht, ihr zu folgen. Er sah mit verzweifelndem Blick hinter sie her, überzeugt, er seye unglücklich. Dann sprang er auf, und eilte zu Hause. Ein Thränenguß folgte der tiefsten Schwermuth.

Den andern Morgen eilte er ins Ursulinerkloster. Die Supriorinn war seine Tante, liebte ihn mütterlich, und sah ihn oft. Er hatte sehr häufig mit ihr über ihren Stand und den Beruf zu demselben gesprochen. Sie war ruhig und glücklich darinn, und so konnte

er nie mit ihr einig werden. Er wollte ihr als seiner Freundinn seine Leiden klagen, und wollte sie zugleich aufs neue durch sein Beyspiel überführen, daß die Errichtung weiblicher Klöster schädlich sey. Immer hatte er behauptet, falscher Enthusiasmus bewirke hier jede Art von Beruf.

Er trat ganz von dem, was er sagen wollte, zum voraus angeflammt, ins Sprachzimmer. Da haben sies, rief er, gnädige Tante, da sehen sies, daß Klöster Menschen unglücklich machen. Da sehen sie, warum ich immer eiferte. Es lag in meiner Seele, daß auch ich ein Opfer dieses Instituts werden würde. Ich wollte, ein Abgrund hätte den oder die verschlungen, die den ersten Gedanken zur Errichtung eines Nonnenklosters hatten, ehe sie ihn ausführen,

ren, ja ehe sie ihn denken konnten. Ich bin auf immer verloren. Die ich liebe, die ich anbete, in der ich lebe, die ganz allein mein Glück ausmacht, will zu ihrer Fahne schwören, hat die Grille der Heiligkeit ergriffen, und will mich Unglücklichen verlassen. Nun sagen sie mir, ob all ihr Beten, all ihre gute Absichten, ein einziges Uebel von der Art wieder gut machen können, ob mir etwas anders übrig bleibt, als ein verzweifeltes Leben hinzuschmachten, oder als Selbstmörder ein Ende zu machen.

„ Sind sie von Sinnen, Neffe, sagte die Supriorinn. Eduard, lassen sie mich etwas näheres wissen. Sie reden da von Lieben, von Anbeten, Dinge, die ich noch nie von ihnen hörte. Wen lieben sie, und wer will sich von ihnen losreissen?

Wer? Die treflichste, die beste ihres Geschlechts. Die bezaubernde Agnese, mit der ich so viele süsse freundschaftliche Stunden verlebte, und hofte, ihre Freundschaft sollte sich in Liebe verwandeln. Und gewiß war diese Verwandlung, wenn nicht der fromme Enthusiasmus den Strich durch die Rechnung des glücklichsten Lebens machte. O wie unglücklich bin ich!

Die Superiorinn sah ihn lange an. Es war kein Wunder, daß sie erstaunte, denn eben war der Pater Franz von ihr weggegangen, und hatte ihr Agnesens Neigung und ihren Wunsch in ihren Orden zu treten bekannt gemacht.

Olivie, so hieß sie, war wirklich aus Ueberzeugung, daß sie kein ruhigeres Leben finden würde, ins Kloster gegangen. Erziehung, Tempera-

ment

ment und Umstände hatten ihr den Entschluß erweckt und erleichtert. Als sie noch die freye Wahl hatte, zurückzugehen, fiel es ihr auch nicht ein einzigesmal ein, daß sie es thun wollte; hätte man sie aber von irgend einer andern Seite reizbar machen können, so würde sie eben so gerne herausgegangen seyn. Mit den Jahren mußte sich ihr Karakter doch irgend wozu entwickeln, und da sie ihren Verstand mit Beobachtung des Menschen beschäftigte, und ihr gutes Herz dabey nicht schlafen ließ, so wurde sie richtige Menschenkennerinn. Diese Grundsätze und gute wohlthätige Handlungen machten sie zur verehrungswürdigsten Person, brachten ihr Liebe und Hochachtung, und sehr bald die Oberaufsicht über ihr Kloster zuwege. Dies suchte sie nun von allen Seiten

ken=

kennen zu lernen, jede ihrer Schwestern und Untergebenen zu erforschen, und nach Maaßgabe ihrer Neigungen sie zufrieden zu stellen. Sie sah wohl ein, daß der größte Theil unter ihnen der Ruhe nicht genoß und nicht geniessen konnte, in deren Schooße sie selbst im Kloster lebte. Sie wurde daher sehr vorsichtig in Ansehung der Aufnahme neuer Mitglieder.

Wie Pater Franz mit allen Freudenzeichen einer willkommnen Nachricht im Gesichte zu ihr gekommen war, und ihr die Eroberung, die sie gemacht, vorgebildet hatte, hatte sie ihm ganz kalt geantwortet:

Lieber Pater! Ich kenne ihren Eifer für die Religion. Ich weis aber auch, daß er oft falsch angebracht ist. Wenn sie etwas zu diesem schnellen Be-

ruf, wovon meines Wissens noch kein Funken sich gezeigt, beygetragen haben, so haben sie sehr übel gethan. Agnese ist keine Parthie für uns. Wir stehen ohnedem in den jetzigen Zeiten schon in dem übeln Verdacht, als ob wir Reiche lockten, und sollten uns um so mehr von solchen glänzenden Aussichten zu entfernen suchen.

Der Pater fand diese Antwort allerdings nicht nach seinem Geschmack. Er warf ihr Lauigkeit in ihren Pflichten vor, und sagte, daß sie diesen Beruf zu nähren, und nicht zu unterdrücken befugt wäre, daß er selbst hofte, Kenntniße von einer wahren oder verstellten Entschliessung zu haben, und daß er ihr ohne von ihrer Authentizität überzeugt zu seyn, diese Nachricht nicht würde gebracht haben.

Olivie begegnete diesen Vorwürfen auf die sanftmüthigste Art von der Welt. Sie habe nie Zweifel in seine Rechtschaffenheit gesetzt, sagte sie, und sie sey vollkommen überzeugt, daß er von Agnesen diesen Auftrag habe. Sie wäre auch nicht allein geneigt, sondern es wäre ihre Pflicht sie darüber zu sprechen, nur wünsche sie, daß niemand ihr mehr Glückseligkeit zum voraus in dem Stande verspräche, als sie darinn finden würde.

Pater Franz mogte keine Lust haben, sich tiefer in diese Auseinandersetzung zu verwickeln. Er empfahl ihr nochmals Agnesens Seele, und verließ sie.

Ihm begegnete auf dem Rückwege Ferdinand, der eben bey ihm gewesen war, dem er in der vollsten Freude,

alles, was bisher geschehen war, erzählte.

Olivie hatte den Kopf nun ganz voll von den Auftritten, die sie erwartete, wenn Agnese den Schritt wirklich thun sollte, als Eduard zu ihr kam. Ihre Unruhe vermehrte sich, wie sie seine Liebe hörte. Sie hob alle Hoffnung, die noch in ihm war, auf einmal dadurch auf, daß sie ihm erzählte, ihr wäre der Antrag zu Agnesens Aufnahme geschehen.

Und sie werden sie aufnehmen? rief er mit dem Tone der Verzweiflung. Nun, wenn das geschieht, so möge Gott sie nie dahin aufnehmen, wo Fromme den Lohn ihrer Tugend erhalten. Denn das ist nicht Tugend.

Neffe, sagte die Supriorinn, spricht man so mit denen, denen man Ehrer-

bietung schuldig ist. Sind das Worte eines Menschen. Kommen sie zu sich, und wenn sie mir versprechen wollen, ihre Leidenschaften zu mässigen, so will ich ihnen so behülflich seyn, als ich kann. Meine Sache wars nie, der Religion unglückliche Schlachtopfer zu bringen, und ich werde also nicht da den Anfang machen, wo mein Blut selbst mitleidet.

"Vergebung, Vergebung für meine Uebereilung, sagte Eduard, eben so hoch auf dem Gipfel des Entzückens als vorher auf dem des Schmerzes. Sie wollen mir helfen, wollen Agnesen ihren Entschluß widerrathen — o sie sind die gütigste, die beste, sie sind meine Mutter."

Denn alles, wenn man euren Willen erfüllt. O Leidenschaft! welch eine Menschenpeinigerin bist du. Verlassen

sie mich jetzt Eduard, ich will alles thun, was in meinen Kräften steht.

Eduard gieng, und sein unglückliches Verhängniß trieb ihn sogleich zu Ferdinand. Ich war verloren, sagte er, aber ich lebe wieder. Und so erfuhr dieser jedes Wort, und alle seine Hofnungen.

Der Widerwille der Superiorin lag freylich außer seinen Plan. Ihre bekannte Beredsamkeit, mit ihrer Philosophie des Klosterlebens verbunden, konnte auf Agnesen einen weit andern Eindruck machen, als die schlichten Vorstellungen des Pater Franz. Die Sache stund im Gleichgewicht, und wurde Agnesens Enthusiasmus einmal untergraben, so blieb ihm nichts mehr zu hoffen übrig, denn an Rückkehr war dann nicht zu denken.

Er wußte sich genug zu verstellen, um Eduard nichts von seiner Unruhe merken zu lassen. Er schien sich mit ihm zu freuen, und machte ihm Vorspielungen von künftigen vereinten glücklichen Zeiten, wobey er ihn bat, ganz ruhig zu seyn, weil alles sich nunmehro geben würde.

So bald er aber weg war, arbeitete er fort. Die Entdeckung war ihm zu viel werth, als daß er sie nicht gleich hätte benüzen sollen.

Er gieng zu Agnesen. Eben hatte sie Pater Franz verlassen. Es war der bestimmte dritte Tag. Er war gekommen, ihre bestimmte Erklärung zu hören, und ihr Nachricht von dem zu geben, was er bey der Superiorin in Ansehung ihrer ausgerichtet.

Agnesens frohe heitere Laune, war durch das Gespräch mit Eduard etwas unterbrochen worden. Sie hatte ihn immer sehr freundschaftlich geliebt, ja sie hätte wohl in gewissen Stunden etwas für ihn empfunden, was mehr als Freundschaft geworden, wenn jene Episode mit dem Bruder nicht dazwischen gekommen wäre. Wie Eduard ihr nun seine feurige Liebe und seine Wünsche entdeckte, fühlte sie theilnehmendes Mitleiden mit ihm. Sie würde geweint haben, wenn sie nicht die Thränen mit Gewalt zurückgehalten hätte, weil sie fürchtete durch dieses zu lebhafte Zeichen ihrer Empfindung eine Hoffnung in ihm rege zu machen, die sie hernach nicht fortzusetzen im Stande wäre.

Daß sie ihn verlies, war nicht, wie er es ausgelegt hatte, Zurücksezung

wegen seines Antrags, sondern es war Furcht, sie mögte sich mit dem Entschlus blos geben, dessen Verheimlichung sie dem Pater Franz versprochen hatte. Sie war der Meynung, wenn sie nur erst reden dürfte, wolle sie schon mit der Macht ihrer Gründe, und mit der Wirkung, die ihrer Seele nach, Religion auf jeden Menschen haben müste, ihn überzeugen, daß er ihr zu viel thäte, und ihn dahin bringen, von einer Leidenschaft abzulassen, die ihm keine Ehre machte. Diese Ideen beförderten die Wiederherstellung ihrer Heiterkeit, und daher fand Pater Franz, den sie mit Ungeduld erwartete, nicht die geringste Veränderung bey ihr.

Ich habe das Gelübde gehalten, was ich ihnen that, waren ihre ersten

Wor-

Worte, ich habe es troz einer schreckli-
chen Versuchung gehalten, und ich fühle
es immer mehr, daß ich mich für den
Stand schike, dem ich mich bestimme.

Der Pater freute sich mit ihr, ent-
band sie ihres Gelübdes, sagte, es stün-
de ihr nun frey, mit jedem von ihrem
Entschluße zu reden, und Maasregeln zu
dessen Ausführung zu nehmen, wie sie sie
für gut fände. Er wolle ihr beystehen,
so gut er könne. Was die Superiorin
beträfe, so habe er sie gesprochen. Sie
sey bereit mit ihr zu reden, so bald sie
selbst nur wolle. Sie würde ihr anfangs
einige Schwierigkeiten machen, und wür-
de ihr vielleicht die nachtheilige Seite
des Klosterlebens eben so treulich ma-
len, als die vortheilhafte. Allein sie
müßte sich daran nicht kehren. Die
Dame handele darinn ihrer Pflicht ge-

mäß, obwohl nach etwas besondern Grillen, die sie sich in Ansehung des Berufs im Kopf gesezt. Sie sey die würdigste Person, die er kenne.

Pater Franz war überzeugt, daß sie manche Sprünge machen würde, ehe Agnese ihren Zweck erreichte, allein er war zu ehrlich sie deswegen zu verkleinern.

Auf Agnesen hatte dies aber mehr Eindruck gemacht, als er dachte. In ihrer Seele ärgerte sie sich daran, daß eine Nonne nicht alles hervorsuchte, ihren Stand zu vertheidigen, und im Nachdenken darüber traf sie Ferdinand.

Was er am meisten gefürchtet hatte, nämlich die Einleitung zum Gespräch vom Kloster fiel ihm gar nicht schwer. Er hatte kaum seine Freude über ihre wiederkeh-

rende gute Laune Erwähnung gethan, als sie ihm die Ursache davon schon mit bebender Freude entdeckte. Schrecken und Verwunderung hierüber wuste er meisterhaft darzustellen. Thränen standen in seinen Augen, als er sie wehmüthig bat, sie mögte diese weit traurigere Laune, als ihre vorige, aufgeben, ihr vorstellte, sie würde sich in Reue und Verzweiflung stürzen. Er malte ihr den Schmerz, den sein Vater über den Verlust fühlen, den Gram, den alle, die sie liebten, und so ungern verlören dabey empfinden würden.

Sie war nicht minder, nur aufrichtiger eifrig in Vertheidigung ihrer Wahl, und mit inniger Wonne sah er, wie fest ihre Entschliessung war. Als sie ausgesprochen, und sowohl was Pater Franz ihr gesagt, als auch das Kloster

ster zu dem sie sich bestimmt, entdeckt, fand er Gelegenheit auszuüben, was er gesucht. Er hofte noch einzig und allein, sagte er, auf die Bitten seines Vaters, und auf die Denkungsart der Mutter Olivie.

Und wie denn auf ihre Denkungsart? frug verwunderungsvoll Agnese.

O sie ist eine würdige Person. Sie weis es sehr gut, daß eu'er Geschlecht nicht Standhaftigkeit genug zu diesem Zwange hat. Sie rathet jeder ab, sie bemüht sich alles hervorzusuchen, um sie abzuhalten. Sie wiegelt Eltern und Freunde auf, den Entschluß wankend zu machen, und bedient sich oft gewaltsamer Mittel, weil sie sie für rechtmässig hält, um Uebel zu verhüten. Wie oft hat sie verzweifelnden Liebhabern geholfen, und Mädchen glücklich gemacht, die sie ihnen in die

Arme

Arme führte. Und Schwester! in Ansehung deiner hat sie noch einen Grund mehr, und ich hoffe, sie wird ihn zu deinen und unsern Besten nicht ungenutzt lassen.

„Welchen Grund, Bruder! welchen Grund könnte sie haben?“

Der gute Junge, Eduard, liebt dich unaussprechlich, sucht seine ganze Freude, seinen ganzen Trost in deinem Besitz. Er wird gewis untergehen, wann er deinen Entschluß erfährt. Ich bemitleide den Armen, den du durch deine Freundlichkeit durch deine Zuneigung dahin gebracht hast, daß er alles außer dich vergessen — und nun — Ich will davon schweigen. Aber dieser unser Eduard ist Oliviens Neffe. Sie wird ihm gewiß beystehen, und ihre Gründe werden dich bewegen, dein Vorhaben zu verlassen.

„ Gewis nicht, Bruder. Wer für seine Ruhe, und für seine Seeligkeit arbeitet, den kann nichts in seiner Laufbahn irre machen. Wird mein Vater, wirst du, wird Eduard, wird Olivie wollen, daß ich auf immer unglücklich, daß Schwermuth mein fortdaurendes Loos seyn soll? Ich fand den Trost in meiner Unruhe, ich ergriff ihn, und wurde glücklich. Wollt ihr mir ihn nehmen, so werde ich seyn, was ich war. Aber ich werde mir ihn nicht nehmen lassen. Ich werde mit Bitten nicht nachlassen, nicht aufhören, euch anzuflehen. Ihr werdet das Jammern nicht ausstehen können, und mir nachgeben. O Bruder, lieber Ferdinand, hilf mir, habe Mitleiden mit mir, wenn es niemand haben will, und befördere einen Wunsch, der mein Glück ist. “

Sie kam nach und nach immer mehr ins Feuer, so daß Ferdinand sehr gut Gelegenheit fand, ihr zu sagen, ihr frommer Eifer entzücke ihn, allein sie könne gewiß glauben, daß er nie für sie etwas thun könne und würde, weil er sich dadurch den Verdacht des Eigennutzes aufladete. Er gieng von ihr, sehr befriedigt für seine Person, und die gute Agnese war auch mit ihm zufrieden. Weil er wollte, daß alles noch ein Geheimniß bleiben sollte, bis es zu mehrerer Gewißheit, um desto weniger rückgängig werden zu können, damit gekommen wäre, und sich fürchtete, daß Eduard unruhig werden, und sich etwa an seinem Vater wenden mögte, so machte er diesem Hofnung, daß seine Schwester sich überreden lassen, und beredete ihn, er habe sie auf sein Zureden sehr erweicht gefunden.

Dieser Kunstgriff hielt aber nicht viel aus, und der Lärm brach schneller los, als er vermuthete. Agnese, die ganz ängstlich über Oliviens Verwandschaft mit Eduard geworden, wollte keinen Augenblick versäumen ihres Schicksals gewiß zu werden. Sie fuhr gleich nachdem sie Ferdinand verlassen, zur Superiorin, und ließ sich melden. Sie freuete sich gleich bey ihrem Eintritte diejenige kennen zu lernen, die sie ins künftige als Mutter verehren sollte. Der Ruhm ihrer Rechtschaffenheit, sagte sie, machte sie ihr um so viel werther, da sie gewiß an ihr eine willige, folgsame, und gehorsame Tochter finden würde.

Das freut mich, liebes Kind, erwiederte ihr die Superiorin, und ich versichere ihnen, theureste Agnese, ich glaube das ohne die geringste Schmei-

cheley? Auch sie haben den besten Ruf. Ich habe das Glück ihres Vaters Achtung zu besitzen, und er hat mir oft gesagt, daß sie ihm das liebste Kind wären. Was könnte ich also sehnlicher wünschen, als ihre Mutter zu werden. Aber liebes Kind, sie wollen folgsam in einem Stande seyn, den sich ihre Leidenschaft wählt, warum sind sie es nicht in dem, wozu sie Natur und Geburt bestimmte? Sie entziehen sich einer Welt, in der sie tausende glücklich machen können, das können sie nicht in diesen Mauren; in der sie tausend unschuldige Freuden fortgenießen können, die sie bisher genossen, und hier nicht mehr genießen; und sich Freuden, die einem der Himmel gab, entziehen, heißt auch sündigen.

Agnese war bestürzt. Auf diese Art, sagte sie, hemten Geburt und Stand

die Vorrechte der Freyheit, und das Bürgermädchen wäre glücklicher als ich."

Nicht so, Kind! Ihre Freyheit bleibt ihnen. Wenn sie wollen, dürfen nicht ich, nicht ihr Vater, nicht irgend sonst jemand etwas dawider haben, daß sie den Schleyer wählen. Aber ihnen davon abzurathen, wenn wir glauben, daß die Wahl nicht zu ihrem Besten ist, das können wir.

„Und wie können sie, die sie selbst so wählten, selbst in diesem Stande zufrieden sind, selbst die Pflichten gut und löblich finden, wie könnten sie es tadeln, daß sich ein Mädgen den Verführungen, den Reizungen, den schlüpfrigen Wegen der Welt entzieht, dem Schooße der Kirche sich nähert, wovon sie ein Mitglied sind, und deren Ausbreitung und Nutzen ihnen am Herzen liegen muß."

Eben weil Ausbreitung und Nutzen mir am Herzen liegt, mein Kind, so muß ich hier vorsichtiger gehen, als sie sich das abstrahiren können, da sie mit der Kirche nicht bekannt sind. Ausbreiten heißt bey uns im wahren Sinn nicht, viele Mitglieder suchen, sondern Mitgliedern Wahrheit und Licht lehren. Diejenigen, die wir nicht nach unserm strengsten Gewissen annehmen können, bringen uns mehr Schaden als Nutzen. Dahin gehören alle diejenigen, die durch den Schritt, den sie thun, andere unglücklich machen, alle die gewisse andere Pflichten brechen, und also schon mit einer Art von Ungerechtigkeit in das innere des Heiligthums treten. Lassen sie hier uns etwas stehen bleiben, liebe Agnese. Sagen sie mir, haben sie ihren Vater schon um seine Meynung befragt?

Agnesen standen schon Thränen in den Augen. Sie konnte es nicht ertragen, daß ihre gute Absicht, schlecht gemacht, und ihr Enthusiasmus erniedrieget werde. Sie hatte in ihrem Sinn so reinen Beruf, wie ihn noch niemand gehabt hatte.

„Nein sagte sie halbweinend. Ich habe noch nicht mit meinem Vater gesprochen.“

Und das, liebes Kind, hätte doch wohl ihr erstes seyn sollen. Wer konnte ihnen mehr Freund, wer mehr Rathgeber seyn? Wer konnte ihrem Herzen und also auch ihrem Entschluße näher liegen? Ich war nicht so glücklich, als ich wählte, einen Vater zu haben, aber, liebe Agnese hätte ich ihn noch gehabt, ich hätte gezittert, ohne ihn einen Wunsch zu haben. Ein so inniger Freund hätte

te mein Herz kennen müssen, wie ich selbst.

Agnese fühlte es, daß sie gefehlet hatte, und obgleich dies ihrer Entschliessung nicht schadete, so unterließ sie doch nicht sich Vorwürfe zu machen. Sie hatte aber auch so viel Billigkeit, sich bey der Superiorin für ihre Erinnerung zu bedanken, und sagte: sie würde keinen Augenblick saumen, ihren Vater zum Vertrauten zu machen, aber sie wüßte auch gewiß, er würde ihren Wünschen, und ihrem Glücke nicht entgegen seyn wollen. Das will ich glauben, fuhr die Superiorin nun fort, allein das ist nicht das einzige. Ich will ihnen noch mehr sagen. Sie gehören auch zur ersten Klasse, die ich ihnen nannte. Sie haben einen Freund — er ist mehr als ihr Freund — und sie, wenn ich

ihm trauen soll, hatten ihn auch immer werther als einen Freund. Soll diese Grille, Agnese, soll sie einen so guten Jüngling wie Eduard ist, unglücklich machen? Könnten sie seinen Untergang ansehen?

Nach allen, was Agnese wußte, konnte sie hier nicht gleichgültig bleiben. Sie stand auf. "Wenn ich die Ehrfurcht, die ich würklich für sie habe, würdige Mutter, behalten soll, so hören sie jetzt auf. Alle ihre andern Einwürfe schienen mir Prüfungen. Dieser ist Versuchung. Hier muß Partheylichkeit im Spiel seyn, und ich glaube der Neffe sollte nicht so viel Gewalt über die Pflichten der Oberin des Klosters haben.

Olivie fuhr zusammen. Was ist das? liebes Kind, sagte sie etwas

heftig. Aber sie faßte sich gleich wie-
der. Unmöglich kann das aus ihrem
Herzen kommen Agnese. Irgend ein
schwarzer Verläumder hat meinen Ka-
rakter ihnen so gemalt, sonst könnten
sie mich nicht für so unedel denkend hal-
ten, daß ich eine Pflicht für irgend ei-
nen Vortheil eines Verwandten zurück-
setzte. Sie sollen mich besser kennen ler-
nen. Von nun an kein Wort mehr
von Eduard, und wenn sie wollen,
liebe Agnese, denn ich will diesem Ei-
fer keinen Augenblick länger Einhalt
thun, gehen wir nun zu ihrem Vater.
Sie sollen sehen, daß ich redlich mit
ihnen zu Werke gehe, aber ohne seine
Einwilligung kann ich keinen Schritt
weiter thun.

Agnese war zum zweitenmal be-
schämt. Ich bin unglücklich, sagte sie,

daß ich noch so viele Schwachheiten habe. Aber ich fühls auch, sie werden mir noch einmal Mutter werden. Ich beleidigte sie sehr. Vergeben sie.

Die Superiorin küßte sie. „ Es wird alles gut werden, liebes Kind “ Sie zog die Klingel, ließ den Wagen vorfahren, und Agnese dachte nicht einmal, daß ihr Vater über ihren Vorsatz unzufrieden seyn würde.

Agnesens Augen waren noch roth, als beyde ins Zimmer des Barons traten.

„ Ehrwürdige Mutter! Liebes Kind! du hast geweint — sie sind mit ihr — was ist das? “

Etwas, was sie gewiß nicht vermutheten, sagte Olivie. Eben kömmt Agnese zu mir, und bittet mich um den Schleyer. Um sie an sie zu verweisen, komme ich mit ihr hieher.

Der Baron ergrif zitternd Agnesens Hand. „Laß mich von meiner Bestürzung erholen, Agnese. Du willst ins Kloster? Was that dir dein väterliches Haus, deiner Mutter Wohnhaus, was that dir dieses graue, in Sorgen für dich graugewordene Haupt, daß du alles verlassen willst, was dich bis zur Versündigung, möchte ich sagen, liebt.

Agnese fiel vor ihm nieder, und weinte laut. O mein Vater, das habe ich nicht erwartet. Ich glaubte sie liebten ihre Tochter. Immer hatten sie Mitleid mit ihrer Schwermuth. Nur dieser Entschluß brachte Heiterkeit wieder in ihre Tage, und sie wollen diese nicht befördern. Um der Asche meiner Mutter willen beschwöre ich sie, lassen sie mich nicht verzweifeln. „Verzweifeln!

O Kind! was hast du gesagt, und bey welchen Andenken hast du es gesagt! Wohl, du willst, was kann der gebeugte Vater thun, als der Hand des Schicksals still halten — Er wandte sich zu Olivien. „Freundin! Mutter, der ich jezt das Vaterrecht abtrete, nehmen sie sie mit sich; so wie sie hier ist, übergebe ich sie ihnen. Die Tochter, die des Vaters Haus zu verlassen Thränen vergießt, muß dem Vater keine mehr auspressen„ Also wollen sie mich verstossen? — “ Agnese, willst du bleiben, willst du nicht gehen? „ — Ja, mein Vater, gehen will ich, gehen muß ich, danken muß ich ihnen für ihre Erlaubniß, aber mit ihrem Segen, nicht mit ihrem Fluch.

„ Nein, mein Kind, sagte der Baron, so war es auch nicht gemeint. Du

hast

hast meinen ganzen Segen. Sey glücklich, wenn dein Vater unglücklich ist. Wie könnte ich der Tochter meines Weibes fluchen? denk an deinen Vater, und wenn du kannst, wann mein Gebet wirksam ist, so kömmst du in seine Arme zurück. "

O mein Vater, sagte Agnese, wie kann ich ihnen genug danken. Sie warf sich in die Arme der Superiorin. Der Baron gab dieser einen Wink, sie mit sich zu nehmen, und verließ das Zimmer.

Wollen sie wirklich mit mir, Agnese? frug jetzt die Superiorin. Wollen sie ihren Vater so verlassen, ihren Bruder nicht sprechen, von ihrem Lehrer keinen Abschied nehmen, nicht die schönen Gegenden, die reizenden Fluren noch einmal begrüssen, wo sie so frohe Tage zubrachten?

„Nein, beste Mutter, allen diesen Versuchungen will ich widerstehen, so reizend sie sich mir auch malen mögen. Kommen sie, ich nehme auch nichts mit mir, als etwas, was mir lieber ist, als alles, was ich verlasse, aber das hab ich sorgfältig bey mir getragen, nie hab ich es der Gefahr ausgesetzt, daß es mir entrissen werden könnte.“

Sie zog ein kleines Gemälde von ihrer Mutter heraus, und zeigte es der Superiorin. Das war meine Mutter, sagte sie, mein ganzer Reichthum — nun sind sie es.

Dieser Zug rührte Olivien zu Thränen. Komm, meine Tochter, sagte sie, und führte sie stumm und schweigend zum Wagen.

Der Baron hatte nichts weniger willens, als Agnesen so leicht ihrer Grille zu überlassen. Er kannte aber ihren Grad von Schwärmerey noch nicht. Er glaubte die plötzliche Trennung von Vater und Bekannten, von Jugendfreuden, von Freiheit, von Reiz der Natur um sich her, würde den ersten Schritt ihr verhaßt, und unangenehm machen. Natürlich war Nimmermann der erste, der das erfuhr, was er gethan, und der es zu seinem Erstaunen tadelte. Er hatte tiefer in Agnesens Seele gelesen. Er wußte, was einmal darin stand, war unauslöschlich. Er zweifelte keinen Augenblick, daß sie standhaft bleiben würde, und er prophezeyete es dem Vater, daß nichts ihm diese Tochter wieder geben könnte. Wie sie noch im Gespräch mit einander begriffen waren,

kam Ferdinand, und machte dem Vater bittere klagende Vorwürfe, daß er seine Schwester so schnell von sich gelassen, daß er nicht gesucht sie von dem Vorsatz abzubringen, und verließ ihn mit der bittern Aeußerung, er habe das lebendige Bild seiner verstorbenen Mutter verschenkt. Wie er weg war, sprach Nimmermann zum gebeugten Vater: Der Bube kränkt sie. Ich müßte ihn nicht kennen, wenn das sein Ernst wäre, er hat die Schwester nie geliebt, er hat Sie nie geliebt. Er wünscht in seinem Herzen, sie wären beyde weg, und er Herr des ganzen Vermögens.

Nimmermehr, mein Freund, erwiederte ihm der Baron. Schlagen sie mich nicht ganz zu Boden. Ich lebe so unter dem Druck eines schweren

ren Schicksals. Wollen sie meine letzte Zuflucht vertilgen. Wir haben ja noch ein ganzes Jahr Zeit, Nimmermann, helfen sie mir denken, und handeln.

Der boshafte Ferdinand hatte gesehen, wie schmerzlich dem Vater das Geschehene durch die Seele gieng, er wollte das Maaß seines Jammers erfüllen. Er ließ Eduard rufen. Er sagte zu ihm: du bist verloren, Eduard! bist durch den Vater deiner Agnese verloren. Er hat ohne Rührung, ohne Mitleiden sein Kind deiner Tante übergeben. Nun seufzt er zwar, aber er kann sein Wort nicht zurücknehmen. Vielleicht bewegst du ihn noch. Sey taub bey seinen Vorstellungen. Höre nicht auf vor ihm zu weinen, bis du sein Herz erweichst. Auch deiner Tante gebe ich Verstellungschuld. Sie

war hier. Sie sprach nicht eine Silbe von dir.

Eduard war außer sich. Er warf sich dem Baron zu Füssen: sie nehmen mir mein Leben, wenn sie mir Agnesen nicht wiedergeben, sagte er. Grausamer, unglücklicher Vater, sie haben ihre Grille bestärkt, sie haben der Schwärmerey Nahrung gegeben, sie bekommen einen Selbstmord auf ihre Seele.

Verwegener Jüngling! rief der Baron, durch diese unedle Behandlung ganz außer Fassung gesezt, wer gab ihnen das Recht, einen Vater so zu behandeln, der ihnen nie seine Tochter versprach, dem sie nie entdeckten, daß sie sie liebten. Anstatt Ehrfurcht vor dem Schmerz eines gebeugten Alten zu haben, wollen sie zu seinem Untergang beytragen.

gen. Konnten sie nicht Liebe in Agnesens Herz bringen, wie soll ich es? Ists meine Wahl oder ists die Wahl meiner Tochter?

Eduard war zu Boden geschlagen. Er sagte, er hätte unrecht gethan. Nach Ferdinands Willen hätte er freylich dies alles in den Wind schlagen sollen, und die vorigen Unverschämtheiten mit neuen verdunkeln. Aber Eduard dachte zu edel dazu. Er bat den Baron um Verzeihung und besänftigte ihn.

So will ich mit ihnen reden, sagte dieser. Ich beklage sie, wie sie mich beklagen müssen. Mein Wille ist noch bis jetzt nichts weniger, als daß Agnese den Schleyer wählen soll. Durch meine schnelle Einwilligung habe ich sie zurükbringen wollen, und ich glaube noch, ich werde Recht haben. Sollte mir es

aber nicht gelingen, daß das kindliche Verlangen nach mir wieder erwekt würde, nun gut, so will ich alles anwenden, Zeit und Ueberredung, und was nur dazu dienen kann, ihr andere Gedanken beyzubringen. Das können sie mir gewis glauben, Zurükhaltung hätte den Eifer brennender gemacht, und wenn etwas im Stande ist, ihn zu löschen, so ists der Aufenthalt im Kloster selbst.

Eduard war mit diesen Versicherungen zufrieden, Ferdinand aber gar nicht mit seiner Aufführung, so sehr er sich auch verstellen mußte.

Jetzt war alles eine Weile stille. Ferdinand wagte es nicht, einen Schritt zu thun, ohne näher zu wissen, woran er wäre. Der Baron erwartete, was das Kloster für eine Wirkung auf Agnesen machen würde. Nimmermann

mann arbeitete heimlich daran, hinter Ferdinands Schliche zu kommen, und nahm den Pater Franz vor, gegen den aber Ferdinand so behutsam gewesen war, daß troz der Offenherzigkeit des Paters, er nichts auf ihn bringen konnte.

Agnese war in ihrer Zelle schwärmerisch heiter. Olivie ließ ihr alles Unangenehme dieser Lebensart sehen, aber alles war ihr leicht zu überwinden. Sie ließ sie sogar Blicke in die innern Uneinigkeiten dieser stillen Bewohnerinnen thun, und die Wirkung davon war, daß Agnese diejenigen bedauerte, die ein Glük, das sie besässen, nicht zu schätzen wußten, und sich glücklich pries, daß sie diesen Versuchungen nicht ausgesetzt wäre. In ihrer Seele stand es fest, daß nichts als ein heiliges stilles Leben ihr

Schicksal versöhnen, und ihrer Mutter Tod gut machen könne. Wenn sie in diesen Gedanken vertieft war, sahe sie oft das Bild ihrer Mutter an, und ihre Einbildungskraft machte es ihr lächeln. Sie hätte die Gewißheit dieses Wunders um vieles sich nicht abstreiten lassen.

Olivie, die hier nichts als Beharrlichkeit sahe, benachrichtigte den Vater davon, und nun wurde beschlossen, alle Mittel hervorzusuchen, um sie zur Rückkehr zu bewegen. Nimmermann, der sich blos für Ferdinands Tücken fürchtete, wußte den Vater dahin zu bringen, daß dieser nicht zu seiner Schwester gelassen wurde. Aber er selbst der Baron und Eduard waren abwechselnd jetzt immer bey ihr. Nimmermann machte ihr am meisten zu schaffen, denn der Vater war zu schwach gegen ihre Bitten,

ten, und Eduard zu hizig gegen ihre Schwärmerey, als daß sie beyde nicht leicht hätte von sich abhalten können.

Aber dieser kaltblütige Kenner des menschlichen Herzens widerlegte sie oft sehr gründlich. Einmal fuhr er mit ihr durch die reizendsten Gegenden des Guts, wo er sonst so oft mit ihr gewesen war. Es ist alles Wahn, Agnese, sagte er, was sie sich träumen. Wäre Rückkehr aus jenen Mauern so leicht möglich, glauben sie mirs, wir ließen sie fortträumen. Ihre Ideen, deren Nichtigkeit sie nicht eher einsehen können, als bis sie erfüllt sind, werden verfliegen. Dann folgt Reue, und Schmerz nagt ihr ganzes Leben hindurch an dem Andenken ihres gethanenen Schritts. Mit jedem Morgen werden sie ihn verwünschen, und mit jedem Abend sich

nach dem Grabe sehnen. Sie werden noch einst ausrufen: Wär ich in den glücklichen Fluren meines Vaters geblieben, ich hätte Tausende glücklich machen können. Sagen sie mir, Agnese, wird die Nachricht von ihres Vaters Tode nicht einst ihrer Seele schwer werden? Wird ihr Gewissen nichts sagen, wenn sie von des guten Eduards Verzweiflung hören?

„Mußt denn, sagte Agnese, jede Versuchung auf mich kommen? Lieber theurer Lehrer, sind sie mir denn zum Peiniger gemacht? Sehen sie, jeder ihrer Gründe scheint mir ein böser Geist zu seyn, der mich von meinem Vorhaben zurückbringen will. Jeden sah ich in der Gestalt eines Teufels meine Seele anpacken, um sie zu sich zu reißen.“

Krankes Gehirn, liebes Kind, erwiederte Nimmermann, aber er kam mit allen Gründen, mit aller Beängstigung, mit allen Reizen um sie her, nichts weiter.

Ferdinand wüthete in seiner Seele, daß ihm die Thür des Klosters verschlossen war, da alle hinein konnten. Er sahe zwar lauter traurige Gesichter, und das tröstete ihn einigermassen, aber es war doch keine Gewißheit. Hierzu kam, daß Eduard ihm oft von Agnesens Thränen vorsprach, und die waren ihm bey dem Gegenstande sehr unangenehm. Er machte Eduard so treuherzig, daß er ihm versprach, Agnesen zu fragen, ob sie ihn nicht sehen wollte.

Dieser fiel es bey der Erinnerung ein; daß Ferdinand bey der Un-

terredung mit ihr nicht so ganz wider ihren Entschluß zu seyn geschienen, und sie wünschte daher ihn zu sehen, ja sie bat ihren Vater darum. Abschlagen konnte er es nicht, und so unzufrieden Nimmermann damit war, gieng Ferdinand doch hin.

Seine Unterredung war schlau, und gewann ihm ihr Zutrauen so sehr, daß sie ihm, als er sie frug, ob denn nicht zuweilen einige von den Gründen wider den Schleyer, Eindruck auf sie machten, entdeckte: daß sie oft für Eduards Schicksal zitterte, und daß sie Stunden hätte, wo sie glaubte sie thäte ihm Unrecht, weil sie ihn so oft ihrer Freundschaft versichert.

Ferdinand erblaßte, wußte sich aber zu verstellen. Jeder andere Eindruck wäre ihm willkommner gewesen.

Er

Er that als ob er sehr wünschte, daß sich dieser Eindruck vermehren mögte, ob ich gleich, setzte er hinzu, gewiß glaube, daß wenn du auch dich vom Schleyer losrißest, er nicht dein Mann werden würde.

Agnesen mußte das aufmerksam machen. Sie frug ihn um die Ursache.

Eduard sagte, Ferdinand ist nichts weniger als fromm, und nichts weniger als theilnehmend. Seine Liebe ist Leidenschaft zu deiner Person. Ich habe mich oft an ihm geärgert, wenn er deiner schwärmerischen Frömmigkeit spottete, dich lächerlich machte, und behauptete, wenn du nur erst seine Frau wärst, solltest du bald weltlich denken lernen. Diese Denkungsart würde dir doch bey einem Manne nicht angenehm seyn.

„Nein, gewiß nicht, Bruder. Aber ich denke auch nicht daran, meinen Entschluß zu ändern, und dieß setzt mich aus manchen Kampf meiner Seele heraus. Ich bin dir den lebhaftesten Dank für die Nachricht schuldig.“

Das nächstemal, wie Eduard bey Agnesen war, sagte sie ihm, frey und offen, daß, wenn sie auch den Schleyer nicht gewählt hätte, sie doch nie seine Hand annehmen können, daß ihre Gesinnungen verschieden wären, und daß sie gewiß wüßte, daß er ihrer Denkungsart spottete. Eduard warf sich ihr zu Füssen, beschwor sie, diese Meinung abzulegen, und zu glauben, daß er selbst für ihre schwärmerische Andacht Hochachtung hätte. Agnese wurde emsindlich, und entfernte sich mit dem eifrigen Wunsche, daß er sich bessern und beson-

ders der Verstellung nicht mehr Gehör geben mögte.

Der äußerst niedergeschlagene Eduard hatte seine Tante Olivie so lange im Verdacht, bis Nimmermann ihm einen Wink auf Ferdinand gab. Da wurde ihm alles Licht, und er sahe den Verleumder, dem er zu viel getrauet hatte. Beyde nahmen gemeinschaftliche Maaßregeln, wie sie den Bösewicht entlarven wollten.

Wenige Tage nachher bekam Ferdinand folgenden Brief.

Mein Herr!

Ich stehe in Diensten des Erzbischofs. Ich habe die Unterhandlungen wegen der Wahl ihrer Schwester, den Schleyer zu ergreifen, bekommen. Ich soll eine Schrift daraus verfertigen, die höhern Orts eingesandt werden soll.

Die-

Diese soll es bewerkstelligen, daß Agnesen, ob sie gleich die gehörigen Jahre hat, in Ansehung der gänzlichen Abneigung des Vaters, und der Versicherung der Mutter Olivie, daß der schwärmerische Enthusiasmus der Novize wahrscheinlich nur vorüber gehend seyn werde, ein dreyjähriges Noviziat auferlegt wird. Da auf mich in der Sache viel ankömmt, und ich weder der einer noch andern Parthey weiters verbunden bin, so bitte ich Sie, Ihren Hrn. Vater dahin zu disponiren, daß er mir meine Mühe ansehnlich vergütet, widrigenfalls ich diese auf etwas andern wenden, und die Sache nur obenhin betreiben muß. Ich bin mit vorzüglicher Achtung,

und

und in Erwartung einer willfährigen Antwort

Ihr

ergebenster

Wood Sek.

Dieser Brief sezte Ferdinanden in Erstaunen. So hat man mich doch an Feinheit übertroffen, rief er aus. Ein dreyjähriges Noviziat und Liebe im Herzen, läßt sich ohne Sinnesänderung nicht denken. Ha! Willkommen Ehrenmann! du bist meiner Fahne recht. Kommt dirs nur auf eine Vergeltung an, die sollst du haben. Reichlicher, als sie mein Vater dir geben kann.

Er sezte sich gleich, und schrieb in der ersten Hize folgende Antwort:

Sie hätten sich, werthgeschäzter Herr Sekretär, in ihrer Sache an niemanden besser wenden können, als

an

an mich. Ich glaube ihren Sinn errathen zu haben. Der Sohn dachten sie, ist nicht so stumpf als der Vater. Er weis, was dazu gehört, durch die Welt zu kommen. Sie sind der Mann nach meinem Herzen. Sie verdienen, daß ich es ihnen offen darlege.

Wo seit langen Zeiten ein Sohn dem Vater im Besitz des schönsten Gutes folgte, da muste es mir wohl empfindlich seyn, eine Schwester zu haben, mit der ich theilen mußte. Mein Trachten gieng also dahin, sie mir vom Halse zu schaffen. Die feinste Art hierzu ist das Kloster. Ich wußte sie von der Zeit an, da ich fühlen lernte, daß sie mir entgegen war, dahin zu bringen, daß sie die Lust an den Freuden der Welt

verlohr. Ich suchte ihr jede zu vergällen. Ich stärkte ihre Anlage zur Schwermuth durch allerhand Ideen, die sie bald übermeisterten. Den Affen von Liebhaber den sie hatte, und der ihr manchmal tolle Laune genug in den Kopf sezte, wußte ich zu übertölpeln, daß ich sein Vertrauter wurde.

Nun bediente ich mich eines frommen Schaafs, um die Neigung zum Klosterleben in Agnesen zu erweken: dies war Pater Franz. Ich wußte ihn treflich zu kirren, und alles, was ich unternommen habe, ist mir gelungen. Bald hätte mir der Liebhaber zulezt noch einen verwünschten Streich gemacht; denn sie war weich gegen ihn geworden. Durch seinen eigenen Leichtsinn kam

ich

ich hinter seine Schliche, und ich schwärzte ihn so an, daß jeder Funken von Liebe in dem Mädgen erstarb.

Jetzt, da ich ganz sicher zu seyn glaube, entdecke ich durch sie, den neuen Plan. Sie begreifen selbst wohl, daß ein dreyjähriges Noviziat allen meinen Aussichten ein Ende machen könnte. Das Mädchen könnte Reizungen fühlen, die die Schwärmerey bisher unterdrückte. Mutter Olivie ist die Tante des Liebhabers. Er ist dumm und fromm, aber schön. Urtheilen Sie selbst.

Ich wollte also lieber, wenn es gienge, sie könnten sie ganz ums Noviziat bringen. Da das aber nicht angeht, so arbeiten Sie lieber zu meinem

Be-

Besten. Ich besitze insgeheim 2000 Gulden, die ich Ihnen hierbey zum Douceur überschicke. Dies soll keine Belohnung für ihre Bemühung seyn. Ich verschreibe Ihnen die fünffache Summe, so bald mein Vater stirbt.

Ich hoffe zum Himmel, er soll des Jammers jetzt so viel haben, daß es seine Gesundheit nicht erträgt. Dann bin ich Herr! Fertigen Sie mir gleich eine Antwort zu. Ich bin

Ihr

verbundener

Ferdinand.

Diesen teuflischen Brief las der ehrliche Wood mit Beben. Er war Eduards Freund, und hatte nach langen Widerstreben sich entschlossen, die verlangte Probe an Ferdinand zu

ma-

machen, Seine Hize übereilte ihn aber so sehr, daß er das Geld und den Brief gerade zu an Eduard abschickte.

Dieser verlohr alle Besinnung. Er bewaffnete sich, nahm Geld und Brief, und gieng zu Ferdinand aufs Zimmer. Beym Hinwerfen des Beutels auf den Tisch, und dem wütigen Anblick des Jünglings, errieth jener alles. Er wollte sich zur Thür hinaus retiriren, aber Eduard verrennte ihm mit einer aufgezogenen Pistole den Pas.

"Nicht von der Stelle, rief er, und keinen Laut, oder du bist gleich des Todes. Bube! schriebst du diesen Brief?

Ferdinand zitterte an allen Gliedern.

"Du verräthst dich selbst, Feiger. Was hast du gethan? Ich will nicht von mir reden, nicht von dem schändli-

chen Misbrauch meiner Freundschaft. Aber du hast ein Geschöpf, das der Himmel zu einer vollkommen irdischen Seeligkeit geschaffen hatte, auf immer derselben geraubt. Du bist niederträchtig mit einer Seele umgegangen, die Heiterkeit fühlte, du bist der schwärzeste Bösewicht. Agnese hat ihr Leben bis jetzt um deinetwillen verseufzet, und wird es ferner verseufzen. Du hast die kindliche Liebe auf die niederträchtigste Art verleugnet. Du hast den Vater gemordet. Ich stehe hier an dem Abgrunde meines Unglücks. Es ist vollkommen. Meine Hoffnungen sind dahin. Auch will ich fallen. Aber dich Buben sollt die Welt nicht länger sehen. Du könntest Mörder des halben menschlichen Geschlechts werden. Fort mit dir.

Der übereilte Jüngling tödtete ihn. Nimmermann, der nicht weit wohnte, eilte auf den Schus herzu. Was haben sie gethan? Eduard, rief er aus.

„Einen Buben unfähig gemacht, noch mehr Bubenstücke zu begehen. Geben sie diesen Brief dem unglücklichen Vater, und wenn er mit mir zürnt, so sagen sie ihm, der Himmel würde mich bey ihm vertheidigen. Ich werfe mich in die Arme der Gerechtigkeit Gottes und der Welt. — Er eilte fort und ins Kloster.

Nimmermann las den Brief, und vermogte nicht über die Rache Eduards zu urtheilen. Er gieng gefaßt zum Baron.

Gut, daß sie kommen, sagte dieser. Ich weis nicht, welche Angst in

mei-

meiner Seele wütet. „Ahndung, Vater, Ahndung ists von deinem traurigen Geschick. O dein Sohn hat dich schändlich betrogen. “

Nimmermann! Wie oft bat ich sie meiner zu schonen. Doch — sie haben da einen Brief. Ists Beweis, ists Wahrheit? Nun — auch das, hartes Schicksal — geben sie.

„ Sind sie gefaßt, Mann, die größten Bosheiten zu lesen, die die Welt je sah. Nichts wozu Verderbniß und Umstände treiben, ist so schrecklich, als das freywillige boshafte Vergnügen, Menschen elend zu machen. Wenn sie nicht gefaßt sind, so lesen sie nicht. “ Ja ich bin gefaßt, ich will lesen.

Nimmermann gab ihm den Brief. Der Baron las starr und unbeweglich. Wie er ans Ende kam, ließ

er den Brief fallen, und lag ohne Bewegung da. Es wurde Hülfe gebracht, allein der Schlag hatte ihn getroffen, und der gebeugte Geist war schon entflohen.

Der Herr hats wohl gemacht, sagte Nimmermann, daß er ihn der schrecklichen Nachricht vom jähen Tode seines Sohns entrissen. Guter Alter! (er küßte ihn dabey auf die Stirn) du hast viel gelitten, was du nicht verdientest, und um deinetwillen schon muß es eine Ewigkeit geben. O ich habe Agnesen richtig prophezeyet. Aber sie ist unschuldig.

Eduard war ins Kloster gekommen. Er hatte verlangt Agnesen zu sprechen. Olivie hatte es ihm verweigert. Er ließ sich aber nicht abweisen. Als sie gar nicht wollte, schrie

er ihr in der Verzweiflung laut zu: So hören sie dann, was ich will. Ich will Agnesen sagen, daß ich ihrem Bruder, dem schändlichen Buben seinen Lohn gegeben, daß er nicht mehr lebt, daß diese Hand den Verläumder tödtete. Olivie schrie laut, und Agnese, die im nächsten Zimmer alles gehört, kam herzu gerant.

„Eduard, ist das wahr, was sie sagen. Um Gottes Barmherzigkeit willen, widerrufen sie es. Es kann, es kann nicht wahr seyn —"

Still, still gutes Mädchen, es ist wahr, und noch mehr, es ist gut. Ha! du Holde, deine Seeligkeit, dein Glück hat er untergraben. Er war der Mörder unserer keimenden Liebe. Laß dir von Nimmermann seinen Brief geben. Der weis alles.

„Unmensch! Barbar! rief Agnese, was that ich dir, daß du meinen Vater um seinen Sohn brachtest. O er hatte recht der Bruder, da er mir dich schilderte “

Nein, er hatte nicht recht. Du wirst meine Unschuld noch einst erkennen, Agnese. Ich werde sterben, weil du mich nicht lieben wolltest.

Olivie hatte Anstalten gemacht, Eduard sogleich in Sicherheit zu bringen. Sie riß ihn selbst aus dem Zimmer weg, und er rief im Abgehen noch:

Zürne nicht, Agnese, dort sehen wir uns wieder, wenn es eine Gerechtigkeit giebt. Olivie kam zu Agnesen zurück, die laut über ihren Vater jammerte, und seinen Schmerz sich in ihrer Seele dachte.

„Ich kanns dir nicht bergen, Agnese, sagte sie, du hast mich elend gemacht. Mein Neffe ist um deinetwillen ein Mörder. Ich vergebe dir, aber du bist nun schuldig von deinem Vorsatz abzustehen, und deinem Vater sein gekränktes Leben zu erheitern.“

Wie könnte ich das, sagte Agnese, wenn ich, wie sie sagen, am Tode seines Sohns Schuld war? Gattin und Sohn ihm geraubt, wird meine Schuld größer anstatt sich zu vermindern, und ich würde ihn durch das Gefühl meiner Leiden zu Boden drücken. O wie elend bin ich, daß man meine Frömmigkeit verkannte, und meinen Eifer unterdrückte. War ihr Neffe nicht, so war alles das nicht, so könnte mein Bruder glücklich seyn, und auch ich. Aber ich hätte es wähnen sollen, daß

der,

der, der Religion spottet, auch den Namen Mörder nicht scheuet.

„Das that Eduard nie. Wer Ihnen das sagte, verleumdete ihn. Ich kenne jeden seinen Gedanken, und keiner verdienet einen Vorwurf.“

Agnese erstaunte. Sie nahm aber diese Vertheidigung als Liebe der Tante zu ihrem Neffen, und da sie ihr schon mancherley Gutes zu verdanken hatte, so wollte sie sie durch weitern Widerspruch nicht kränken. Sie bat sie zu ihrem Vater zu eilen, und ihn über den Unfall zu trösten.

So gefährlich dieses Unternehmen für eine Verwandte Eduards war, so wollte es Olivie doch. Wie sie aber im Begriff war abzureisen, kam Nimmermann.

Sie brauchens nicht, sagte er, wie er ihre Absicht hörte. Den alten Mann hat Gott getröstet. Er lebt nicht mehr. Olivie zitterte bey dieser Nachricht für die unglückliche Agnese.

„Was macht mein Vater? Lebt Ferdinand noch? rief sie ihrem Lehrer entgegen. Sagen sie mir doch etwas zu meinem Troste.“

Wenig kann ich ihnen sagen, erwiederte mit nassen Auge der gute Nimmermann, und ehe ich sie noch tiefer beuge, so lesen sie diesen Brief, die Ursache des Todes ihres Bruders. Agnese las, und erstaunte. Sie zweifelte aber nicht, denn der Schlüssel zu ihrem Glauben lag in seiner ganzen Behandlung gegen sie „Also war Eduard der Unschuldige, rief sie, und meine

Vor-

Vorwürfe gegen ihn ungerecht? Himmel! was hab ich gethan? Sagen sie mir, Nimmermann, giebt es denn Gedanken, Handlungen, die so dicht hinter einem Nebel vom guten Schein verborgen liegen, daß man so lange verblendet seyn kann? Sollte ich wirklich unrecht gethan haben, den Schleyer zu wählen? Soll all das Unheil, was nun entstanden ist, deswegen auf mich zurückfallen? — Bringen sie mich zu meinem Vater — ich will ihn sprechen — ich muß ihn sprechen „

Erinnern sie sich, fiel ihr Nimmermann ein, unserer lezten Spazierfahrt mit einander, wo ich alle mögliche Gründe hervorsuchte, deren jeder ihnen als ein versuchender böser Geist erschien. Damals frug ich sie, ob ihnen

ihr Gewissen nichts sagen würde, wenn sie von des guten Eduards Verzweiflung hörten. Jezt ist er ein Mörder, zwar nicht so strafbar, wie ein anderer, aber, wenn er auch der Strafe entgeht, doch von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, wo er vorher bekannt war, von seinen Vorwürfen verfolgt, und also elender, als wenn er nicht lebte.

"Und er war gut — sezte Agnese mit innigster Wehmuth hinzu. — „ O das schmerzt, gutes Mädchen, fuhr Nimmermann fort, daß ich ihnen noch mehr sagen muß, damals sagte ich ihnen noch etwas. Es war eine noch wichtigere Frage. Besinnen sie sich wohl noch darauf? —

Ja meine Seele ist schon schwer genug — Unglücksbote! Nehmen sie mir mei-

meine Furcht! Lebt mein Vater noch? Sagen sie ja — geschwind sagen sie ja.

Ich kann nicht ja sagen, Agnese, denn er lebt nicht mehr.

" So wär ich ja Mörderin meines ganzen Hauses. O Eduard, Eduard! du bist weit schuldloser, weit reiner als ich. Du tödtetest einen Bösewicht — ich die liebreichste Mutter, den besten Vater. Gott! war ich denn nicht fromm? — Nein, weg mit dem Schleyer der Heiligkeit. Ich sehe mich in einem abscheulichen Lichte. Nicht wahr, Nimmermann, der Schmerz tödtete ihn beym Leichnam seines Sohnes? „

Wenn ihnen das Trost ist, Agnese, er starb ehe er dieses wußte.

"Dank dir, Allmächtiger, daß du ihn nicht das erleben ließest — Warum stehen sie denn jezt alle peinigend vor mir, die Gedanken, die ich sonst so gut, so leuchtend sahe? Warum find ich jezt, daß es Schwachheiten waren, was ich für Muth, für Ueberwindung in Versuchungen hielt? Wie grausam war ich, als ich aus dem väterlichen Hause gieng, als ob ich nicht dazu gehörte — kalt, ohne Rührung Vater, Bruder, Lehrer verlies! Da, damals sprach der Himmel den Fluch über mich aus: vertilge was du nicht liebtest."

Sie verfiel immer mehr in Jammer, und zulezt in Wahnsinn. Dieser verwandelte sich in Krankheit. Zuweilen hatte sie lichte Augenblicke. In einem derselben sezte sie Eduard und

Nim-

Nimmermann zu Erben ihres Vermögens ein.

Eduard war ihr immer in der Seele. Sie wünschte ihn oft zu sehen, und bat Olivien einmal dringend, daß sie ihn kommen lassen mögte. Allein das war unmöglich, denn er wurde nach den Gesezen als Mörder verfolgt.

Man sagte es ihr — Ich, ich muß für ihn sterben, sagte sie darauf. Man wird doch gerecht seyn, und eine Uebereilung nicht strafen. Könnte ich ihm Trost in sein flüchtiges Leben geben, ich wollt es. Olivie zürnen sie nicht über mich. Lassen sie mich mit ihrem Segen sterben. Ich habe nicht den Segen des Vaters erhalten, aber er trat ihnen ja sein Vaterrecht ab. Ich hörte es, und Gott hat es gehört.

LB Coburg

Olivie litt sehr bey dem Gedanken, wie glücklich Eduard und Agnese geworden wären. Sie hatte durch diese schreckliche Wirkung eine ganz andre Philosophie vom Klosterleben bekommen. Kein Wunder, daß ihre Seele krank wurde, denn Beyspiele machen mehr Eindruck, als die lebhaftesten Ideen.

Agnese lebte nicht lange. Sie starb gelassen; sie erwartete vom Richter dort oben, daß er Verblendung nicht wie Bosheit bestrafen würde.

Eduards Prozeß wurde durch Nimmermanns Vermittelung beygelegt, aber er durfte des Beyspiels wegen nicht wieder ins Land zurück.

Olivie schrieb ihm alles, was vorgefallen, und er erhielt sich noch einige Zeit durch den Trost, daß Agnesens Vergebung nicht allein, sondern

auch ihre Liebe ihm noch zu Theil geworden. Er wurde aber auch bald von der kummervollen Trauer befreyt, die ihn ohne Aufhören niederdrückte.

II.

Pater Theodor

Ein Fragment
bey
Aufhebung eines Klosters.

Pater Theodor lebte in einem Kloster, welches im vorigen Jahre sein Aufhebungsdekret erhielt. Er war von seinen Obern geliebt, von seinen Mitbrüdern geehrt, von seinen Zöglingen bewundert, und die ganze übrige Welt, die ihn kannte, schenkte ihm Hochachtung. Er handelte wie er lehrte, und lehrte, wie er dachte, das heißt, er lehrte Gutes, denn er dachte nie anders. Er war mit seinen Obern und Mitbrüdern versammelt, als man den Befehl zu ihrer Aufhebung bekannt machte.

Jeder schien stumm und in Schmerz versunken. Der Prior, ein würdiger und rechtschaffener Mann, dem alle willigen Gehorsam leisteten, fühlte die kommende Trennung von seinem kleinen Häufchen so tief, daß ihm die Betrübniß Herz und Mund verschloß. Er wagte nicht zu reden, und eine stille Thräne schlich aus dem Auge unter den silbernen Wimpern herab.

Pater Theodor sahe es. Er bat ihn, reden zu dürfen, und der Prior gab ihm durch einen Wink die Erlaubniß dazu.

„ Wir sind zu bedauern, meine Brüder, fieng Theodor gesetzt, und rührend an, wir sind zu bedauern, daß wir uns trennen müssen. Nicht leicht wird man eine Gesellschaft finden, die so sehr übereinstimmend denkt, wie die

mei-

meisten unter uns. Nicht alle. Auf all ihren Gesichtern sehe ich den Schmerz gemalt. Ich weis aber, er ist auf einigen nur aufgetragen. Heucheley schlich sich von jeher am liebsten unter ein heiliges Gewand, und fand auch hier von jeher den meisten Eindruck, weil man immer für das Gewand zu viel Achtung hatte, um ihm die Larve abzureißen. Mit denen rede ich nicht. Sie sind nur dem Namen nach Brüder der übrigen, und noch würden sie besser thun, sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen, als mit einem Schein uns hintergehen zu wollen, dessen Blende schwinden wird, sobald sie in die Welt zurücktreten, in die sie sich so sehnlich wünschten. Ich tadle diesen Wunsch gar nicht an ihnen. Aber, daß sie ihn verbergen, das tadle ich. War ihre Wahl, ihr Gelübde über-

eilt, gereuete es sie schon, warum sagten sie es nicht. Unser Mitleiden, und unser Eifer, ihnen das Leben angenehmer zu machen, würde ihnen nützlicher gewesen seyn, als daß wir uns von ihnen entfernen mußten, um ihren heimtükischen Verläumdungen des Ganzen nicht so sehr ausgesetzt zu seyn."

„Ich überlasse es ihrem Gefühl, zu entscheiden, ob ich wahr rede. Jeder unter ihnen wird wissen, in wie weit es ihn trift. Ich wünsche ihnen Glück, daß sie von Pflichten befreyet werden, die sie nie erfüllten, durch deren Unterlassung sie täglich sündigten, und immerfort gesündigt haben würden, weil ihr Herz nie den Handlungen entsprechen konnte, zu denen sie sich bestimmt. Ich wünsche, daß die Pflichten der Menschheit, denen sie sich durch diese Veränderung nicht

entziehen können, sich ihnen angenehmer machen, und daß sie ihnen daher williges Genüge leisten. Ich werde ihre Besserung auch außer diesen Mauern dem Herrn in meinem Gebete vortragen, der alle unsere Schicksale weise, und gewiß zu unserm Besten lenkt."

„Nun zu ihnen, meine Brüder, deren Herzen mit dem meinigen sympathisiren, deren Seelen im jeden Gedanken rein sind, und deren Schmerz bey diesem ihnen und mir unwillkommenen Vorfalle ernstlich ist."

„Vor allen Dingen muß ich ihnen sagen: Glauben sie ja nicht, daß man uns unrecht thut. Wollten wir murren, wir wären eben so strafbar, als der Vater, der mit dem Himmel zürnt, daß er ihm geliebte Kinder nahm, als der Gatte, den der

Schmerz

Schmerz über den Verlust des edelsten Weibes zu Vorwürfen gegen die gütige Vorsehung hinris. Könnten wir einen Blick in die Austheilung menschlicher Schicksale werfen, wir würden niederfallen, anbeten und sagen: Herr! deine Gerichte sind gerecht."

„Ich bin es überzeugt, und wer unter ihnen sollte es nicht mit mir seyn, daß von jeher nichts mehr gemißbraucht wurde, als Religion, daß unter ihrem Mantel fast jedes Laster sich verbarg, ungestraft einhergieng, daß insbesondere Müssigang und Liebe zum unthätigen Leben in so vielen Klöstern reichliche Nahrung fanden, daß viele unserer Brüder mit falschen Enthusiasmus darauf arbeiteten, Schäze zu häufen, die wahrscheinlich ihren Orden für alle Zufälle in Sicherheit setzen sollten, daß sie sich

zu diesem Endzweck oft unedler oft gar unerlaubter Mittel bedienten, daß dadurch Familien arm, Unterthanen ausgesogen, ganzen Distrikten die Wege blühend zu werden verschlossen wurden. Was für Ersatz ist es, wenn ich den Bettler kärglich kleide, und sparsam nähre, an dessen Ruin ich schuld bin? Was hilft der Segen meines Mundes über das Land, dem ich das Pfund, vom Herrn zum Wucher ihm gegeben, raubte?“

„Ich will nicht sagen, daß die Herzen und die Gesinnungen des größtentheils unserer Mitbrüdern falsch waren, aber gewiß waren es ihre Grundsätze. Indem sie dem gemeinen Manne glaubwürdig machten, daß Gebet vor Arbeit gienge, nahmen sie ihm die Lust zu arbeiten. Sie brachten ihm eine Art

von Troz auf sein Gebet bey, der am Ende seine Handlungen zu leiten anfieng; der, den er anbetete, wurde in seinen Augen, davor, daß er ihn angebetet hatte, sein Schuldner. Auf dessen Rechnung gieng er oft von Stuffe zu Stuffe in Ungerechtigkeiten fort, und würde sich darinn noch fester gesetzt haben, wenn nicht der weltliche Arm oder der Mangel an Gelegenheiten ihn auf der Bahn unterbrochen hätte. Wem haben wir den größten Grad von Intoleranz, der in unsrer Religion so herrschend war, und zum Theil noch ist, anders zu verdanken, als dem Haufen unter unsern Brüdern, der vom bösen Herzen oder vom falschen Eifer hingerissen, unmenschlich genug dachte, Menschen vom Brüderrechte auszuschliessen? Jedes Kloster enthielt welche in sich, die so dachten,

und wo rechtschaffener und aufgeklärter Denkende mühsam baueten, da rissen jene mit Gewalt wieder nieder.“

„War es nun nicht nothwendig, diesem um sich würgenden Uibel Einhalt zu thun? Und war ein Weg leichter und schneller wirkend, als wenn man dem Zunehmen der Müssiggänger, und Intoleranten auf der einen Seite Einhalt that, und auf der andern, die, die es schon waren, außer Stand setzte, so wirksam zu seyn, wie sie es bisher gewesen?“

„Dieß klingt hart gegen uns selbst, meine Brüder, aber sehen sie es aus dem Gesichtspunkte an, aus welchen ich es betrachte, und sie werden es weit milder finden. Trennen sie das Gute vom Schlimmen, den Gerechten vom Ungerechten, die gute Absicht von der schlech-

ten Wirkung, den richtigen Gebrauch von dem Mißbrauch, und dann wird ihnen das Klosterleben selbst immer religiös, der wirkende Mönch verehrungswürdig, der Tolerante im Lichte des wahren Zwecks, und meine ganze Schilderung nicht mehr hart erscheinen.“

„Nehmen sie zu diesem allen noch die gewisse Wahrheit, daß ein schlimmes Subjekt in unsrer Mitte, mehr böse macht, als zehne wieder gut zu machen im Stande sind, weil es mit der nämlichen Macht, zu lehren, und auszubreiten, die wir haben, Scheinheiligkeit, List, und Ränke verbindet, womit wir nicht bekannt sind, so werden sie mir zugeben, diese Reform in unserm Religionssystem, war nothwendig, ist nützlich, und giebt diesem Jahrhundert einen

Glanz, den künftige Epochen sehen, und darüber jauchzen werden."

„Daß uns dieses Schicksal mit trift, da es doch in ganzen nicht über alle verhängt wird, ist Zufall. Aber Zufall, den wir, wenn wir richtige Begriffe von unsrer Religion und von unserm Gott haben, mit einer Ehrfurcht gegen seine Weisheit betrachten müssen. Können wir gleich itzt nicht durch das Dunkel hindurch sehen, in welches er uns seine unerforschlichen Wege verhüllet, so werden wir doch gewiß einst von ihm gewürdiget werden, auch hier seine Weisheit zu bewundern."

„Wer weis, meine Brüder, welchem künftigen sonst unvermeidlichen Uibel durch unsere Trennung Einhalt gethan, und was für gutes dadurch befördert wird."

„ Und was verlieren wir denn im ganzen bey unserer Veränderung? An den zeitlichen Vortheilen, an dem etwanigen Reichthume unsers Klosters nahmen wir keinen Antheil, hätten ihn auch nicht nehmen dürfen, denn Armuth ist unser Gelübde. Bey unserer gewohnten Mässigkeit, setzt das, was wir ins künftige erhalten, uns noch in den Stand eine Tugend mehr ungezwungen, und aus unserm Herzen auszuüben, die des Wohlthuns, mit welcher wir bisher mehr eingeschränkt waren. Wir werden in den Stand gesetzt, freye Beobachtungen über unsre Mitmenschen anzustellen, durch welche wir auch mehr zu dienen, fähig gemacht werden. „

„ Daß wir aus der Stille unserer Mauern ins Geräusch der Welt versetzt werden, ist eine Prüfung, der wir uns

um so williger unterwerfen müssen, jemehr Selbstzufriedenheit wir von der Ueberwindung mehrerer Versuchungen zu erwarten haben."

"Jede unserer Pflichten kann uns heilig bleiben, wenn wir nicht freywillig uns der Entlassung gewisser unter ihnen zu Nuze machen wollen. Und was die Trennung von einander betrift, meine Brüder, da wir uns lieben, und gern vereinigt bleiben, so sind wir ihr ja noch weniger unterworfen, da uns das Gelübde des Gehorsams nicht mehr bindet, auf den ersten Wink unsere gewohnte Zelle, unsere Freunde, unsere Freuden zu verlassen, und zu thun, als wäre alles das nie unser gewesen."

"Und so können wir ja eben so ruhig dieser Veränderung und der Zukunft, die wir vor uns sehen, entgegen gehen, als wir beym Abschiede aus dieser Welt nach unserer Pflicht einer Zukunft ruhig entgegen gehn müßten, die wir nicht anders, als in Begriffen kennen."

Pater Theodor schwieg, und der Prior dankte ihm für seine Worte. Sie hatten sein und der Seinigen Gemüther würklich erheitert, und statt der Traurigkeit war stille Duldung und Gelassenheit auf ihren Gesichtern, als jeder sich in seine Zelle begab. Die auch nicht dem gemäß dachten, stellten sich doch so, denn keiner wollte das sichtbar auf sich kommen lassen, was Pater Theodor gesagt hatte.

Dieser saß noch einige Minuten in Gedanken über das was er gethan,

und überlegte, wie er das bey jeder seiner Handlungen zu thun pflegte, ob er auch wohl zu viel gesagt hatte, und etwas wieder gut zu machen nöthig wäre, als einer von denen, die zu künftigen Brüdern des Ordens erzogen wurden, zu ihm hinein trat.

Der junge Welham war es, den Pater Theodor wie einen Sohn liebte. Er war ihm insbesondere von einem Oheim übergeben worden, der ein vermögender Mann war, und ihm gesagt hatte, da er seinen Neffe zu seinen Erben einzusetzen gedächte, so wäre ihm die Neigung desselben zum Klosterleben sehr unangenehm. Indessen halte er es für seine Pflicht, ihm nicht den geringsten Zwang anzuthun, und da er wüßte, daß auch dieser Stand sein Fruchtbringendes habe, so wäre ihm dieß auch

einerley; wenn er nur rechtschaffen würde.

Welham war nicht allein aus dem Grunde dieser Empfehlung dem Pater Theodor angenehm, sondern hauptsächlich aus Empfindung seines Herzens. Fleis, Eifer und Frömmigkeit aus Gefühl, nicht aus Bigotterie, waren ihm zu verwandte Eigenschaften, als daß er sich dem Besizer derselben nicht mit väterlicher Liebe nähern sollte. Welham war, so jung er war, sein vertrautester Freund. Er verbarg ihm keinen Gedanken seines Herzens.

Welham hatte Theodors ganze Rede aufmerksam angehört. Sein Eifer für seinen gewählten Stand war groß. Aber seine Liebe zu seinem Freunde war größer. Ich komme in einer Stimmung meiner Seele zu ihnen, Pa-

ter Theodor, sagte er, als er herein-trat, die ich noch nie kannte. Unruhe ists was ich fühle. Ich fühlte sie noch nie. Immer war Glük vom Himmel reichlich auf mich geflossen. Ich hatte einen nachgebenden Oheim, der meinen Wünschen zur Erfüllung verhalf. Ich konnte meinem Triebe zu den Studien folgen, und ich fand in ihnen einen verlohrnen Vater, und einen unschätzbaren Freund wieder. Aber itzt sind die Zeiten des Glücks vorbey, und bittere Schwermuth folgt ihnen.

Pater Theodor wollte ihn unterbrechen, aber Welham ließ ihn nicht dazu kommen.

Es ist ein Kampf in mir, der hart ist, fuhr er fort. Einmal hab ich mich fürs Klosterleben bestimmt. Mein Plan ist ganz dafür eingerichtet. Ich bin

überzeugt, daß ich darin meinem Studiren besser obliegen, reichlicher meine Kenntnisse vermehren, und ein besserer Mensch seyn kann. In der Welt giebts der Zerstreuungen zu viel, und ich bin nicht von Schwachheiten frey. Gelegenheit zum Bösen vermeiden trägt auch zum Gutseyn bey. Dies liegt so fest in mir, daß ich denke, ich muß diese Lebensart beybehalten, wenn ich mich nicht aus dem Kreise meiner Pflichten entfernen will.

Das aber, was sie heute mir gesagt haben, macht einen gewaltigen Riß in meinen Plan. Ich bin enthusiastisch für Freundschaft. Ich fand in ihnen das ganze Ideal derselben, welches ich mir gemacht hatte. Ich habe mich auch unzertrennlich an sie fest gehangen. Ich fürchtete keine Aufhebung des Klosters,

denn

denn ich glaubte gewiß, sie würden mit mir einerley Meynung seyn, und ein anderes Kloster wählen. Jetzt weis ich, sie werden das nicht thun.

Ich muß also sie verlieren, so bald ich meinem Vorhaben getreu bleibe. Das ist hart für mich. Aber es ist nicht das einzige.

Ich muß einen unbedingten Gehorsam versprechen. Ich muß auf den geringsten Wink den Ort meines Aufenthalts verlassen, und einen andern wählen, so bald ich Mönch bin. Ich weis es, ich kann nicht ohne Freund seyn, und wer kann das? Ich würde also wieder einen Freund suchen, und ich würde ihn auch finden, wenn er schon nicht den Werth hätte, den sie haben. Ich würde mich an ihn ketten, und ich würde kei-

nen Augenblick sicher seyn, daß ich mich nicht von ihm trennen müßte.

Den Gedanken kann ich nicht ertragen. Er macht mir das Leben verhaßt. Rathen sie mir Pater Theodor, was soll ich thun, was lassen?

"Guter Jüngling, erwiederte ihm der Pater, ich will ihren Vorsatz nicht bestürmen, aber wir leben in einer Zeit, wo niemand das Klosterleben wählen sollte, weil er nie vor einer Veränderung sicher seyn kann. Gehen sie aus einem Kloster ins andere, und sie werden nie zu der Ruhe kommen, die sie suchen. Ich will mir keine Lobrede halten, aber ich weis gewiß, sie werden nie einen solchen Freund wieder finden, wie ich ihnen war. Den einen wird die Eigenliebe von ihnen abwendig machen, den andern ihre Vorzüge, den dritten, ihr

wah=

wahrer frommer Eifer. Und wenn einer der beste Mensch von der Welt ist, und hat nicht ganz meine Gelassenheit, und meine Zufriedenheit mit meinem Schicksale, so wird selbst über die Ruhe, die ihnen ihr sich bildender standhafter Karakter geben wird, in ihm etwas aufsteigen, was ihn von ihnen entfernen wird.“

„Hier also mein Rath, und den nicht als Vorschrift. Ueberlegen sie ihn reiflich. Sie können, das glauben sie mir, in der Welt so eingezogen leben, wenn sie es wollen, wie im Kloster. Die Schwachheiten, die sie sich vielleicht zu überwinden, nicht getrauen, können sie überwinden, und macht ihnen dann nicht ihr Sieg mehr Freude? Sie können jede Pflicht, die sie hier erfüllen, dort erfüllen, und behalten angeborne Freyheit, brauchen nichts von ihren gu-

Handlungen, auf die Rechnung des Zwanges und der nicht wohl statt findenden Möglichkeit, sie zu unterlassen, zu schieben.“

„Sie glauben vielleicht weniger Gelegenheit zu haben, ihren Wissenschaften obzuliegen, und ich sage ihnen, sie haben ihrer mehr, wenigstens gewiß mehr, sie wirksamer zu machen. An vielen Orten, wohin sie kommen könnten, sieht man es nicht einmal gern, daß sie zu aufgeklärt werden. Man hat seine geheimen Ursachen, die sie nie ergründen können und werden, und hemmt um deren willen ihre Laufbahn, ohne daß sie es wissen.“

„Das, was sie mir von ihrem Enthusiasmus für Freundschaft gesagt haben, und wovon ich Proben habe, macht sie ganz zum Klosterleben untüchtig.

tig. Dagegen, wenn sie ihm entsagen, können sie mein Freund bleiben, ich der ihrige. Wir können unzertrennt zusammenleben, so lange uns das Schicksal zusammen läßt, und trennt es uns einst durch den mächtigen Feind des menschlichen Lebens, nun, so kann das Andenken an den einen, dem überlebenden immer noch Beruhigung seyn."

„Ich will ihre Schritte leiten, Welham, und sie sollen es nicht bereuen, mir gefolgt zu haben."

Die Gründe waren für den jungen Welham, überzeugend, und er beschloß ihnen zu folgen. Er gieng zu seinem Oheim und entdeckte sich ihm. Der Mann, der immer nicht sehr viel auf den Stand im ganzen gehalten, so sehr er auch einzelne Mitglieder schätzte, war sehr froh über den Entschluß

des Jünglings, und ließ sich gern alles gefallen. Er schenkte ihm gleich eine Summe Geldes, um sie dem Pater Theodor zu seinen künftigen Bedürfnissen zu überliefern, und setzte hinzu, er würde morgen sein Testament machen, damit seine gierige Tante, die ihn so gern im Kloster gesehen hätte, ihm nicht etwa, wenn er einmal schnell stürbe, alles entzöge.

Aber das Ziel des Lebens dieses Mannes war nicht bis auf den andern Tag gesteckt. In der Nacht traf ihn ein Schlagfluß, und Welham war außer Hoffnung gesetzt, je etwas von seinem Vermögen zu bekommen, denn die Tante erklärte ihm gleich, er könne nur in ein Kloster zurückgehen, sie würde heurathen, und sich um ihn nicht weiter bekümmern.

Welham fühlte das ganze Schreckliche dieses Ausspruchs nicht, so lange ihn der erste Schmerz über den Tod des Oheims betäubte. Wie er aber zum Pater Theodor zurückkam, brach er in die lautesten Klagen aus.

Ich muß nun in ein Kloster gehen, sagte er, und wie muß ich es? Ich habe nicht die Aussicht mir anzuschaffen, was mir zu meinem Studiren nöthig ist. Meine Kenntnisse und mein Trieb etwas zu lernen, werden stocken. Ich habe nicht die Mittel mehr in Händen, die ich sonst hatte, Neider durch kleine Wohlthaten mir gefällig zu machen. Ich werde nun von jedem verächtlich begegnet und zurückgestoßen werden. Ich muß ihrer Freundschaft entsagen, da ich meine Stütze verloren habe. Ich muß einen ärmern Orden wählen,

und ich werde unglücklich seyn. Meine unbarmherzige, fühllose Tante hat mir alle Unterstüzung versagt. O Pater Theodor, wie unglücklich bin ich! Wie schrecklich werde ich für die wenigen glücklichen Tage bestraft, die ich auf dieser Welt hatte!

„ Ich kenne meinen Welham nicht mehr, erwiederte ihm Pater Theodor. In dieser Sprache ist er mir ganz fremd. Aber ich schreibe sie auf die Rechnung der Uebereilung. “

„ Komm mein Sohn, fuhr er zärtlicher fort. Ich will dir der verlorne Oheim seyn. Lerne nur mehr auf die Vorsehung des Himmels bauen. Ich bekomme so viel Pension, daß mancher arme Mann mit einem ganzen Hause voll Kindern nicht die Hälfte davon

hat, und ich sollte nicht einen Sohn ernähren? Sorgte Gott nicht vor dich, daß er deinen Oheim dir gestern so viel schenken ließ, daß es hinreicht, deine Bedürfnisse zum Studiren davon zu bestreiten. Für deinen Unterhalt sorge ich, und bist du nur etwas weiter, als du jetzt bist, so kannst du dir selbst forthelfen. Bleib nur fromm, und der Segen des Herrn wird schon mit dir seyn."

Welham wußte nicht, was er antworten sollte. Er warf sich seinem Freunde, seinem Lehrer, seinem Vater zu Füssen, und dankte.

Sie giengen vergnügt aus dem Kloster. Pater Theodor wird Wort halten. Er hat den jungen Welham bey sich, und erzieht ihn, wie sei-

nen Sohn. Es wird ein guter Bürger aus ihm werden, und ein brauchbarerer Mann, als er je im Kloster geworden wäre.

III.

Mariane

oder

man muß das Ding am rechten Ende anfangen.

Ich gieng mit einem meiner Freunde an einen schönen Sommermorgen spazieren. Wir waren beyde heiter und aufgewekt, wollten in einen öffentlichen Garten vor der Stadt, wohin wir oft zu gehen pflegten, ein Frühstück einnehmen, und dann einen Berg besteigen, von dem wir den größten Theil der schönen Gegenden übersehen konnten.

Wie wir im Begriff waren, den Garten zu verlassen, kam der Bediente meines Freundes, und brachte ihm ei-

nen Brief. Ich sah ihn den Brief in die Hand nehmen, und blas werden.

Was ist ihnen, mein Lieber, sagte ich, und hielt ihn ab, ihn aufzubrechen. Sie sind in einer ängstlichen Stimmung, und wenn sie etwas Trauriges erwarten, so suchen sie sich erst zu fassen, um nicht Gefahr zu laufen.

Meine Theilnehmung war ihm angenehm. Er sagte mir aber, er habe jetzt nichts mehr zu fürchten. Die Sache betreffe ihn nicht unmittelbar, sondern eine Verwandte von ihm, die im Begriffe wäre, für ihr künftiges Leben zu wählen. Der Brief wäre von ihr, und da er bey der Erhaltung das Schlimmste befürchtet, so hätte er nichts Schlimmeres zu erwarten.

Ich ließ ihn hierauf erbrechen, und er las mit sichtbarer Verlegenheit. Hernach

nach gab er mir den Brief, und ich las folgendes:

Lieber Vetter!

Gestern nach Tische rasselte ein Wagen unter meiner Zelle Fenstern vorbey, und bey einem flüchtigen Blick darauf, sahe ich, daß es der Wagen des Herrn S* war. Mein Herz klopfte. Meine Ahndung war nicht vergebens. Wenige Minuten hernach ward ich ins Sprachzimmer gerufen. Ich hatte beym Weggehen von meiner Zelle vermuthet, daß ich Herrn S* finden würde, und doch erstaunte ich, als ich ihn fand. Ich kann mir diese Empfindung meines Herzens nicht erklären. Ich gieng so weit, daß ich die Domina, die zugegen war, frug, wie man mich mit einer Mannsperson zusammen bringen könnte? Sie mach-

te eine höhnische Mine und gieng aus dem Zimmer. Ich fühlte das Erniedrigende der Behandlung. Ich fühlte noch mehr, ich fühlte, daß ich es verdiente, denn ich wankte gewis in meiner Seele. Dies mußte eine sonderbare Unterhaltung zwischen mir und Herrn S* zuwege bringen.

Liebe Mariane, redete er mich an, ich weis, daß ihr Aufhebungsdekret da ist. Ich weis, daß man ihnen Freyheit gelassen hat, Dispensation von ihrem Gelübde zu suchen, und wieder mit allen Rechten, die sie vorher hatten, in die Welt zu gehen. Wollen sie nicht ganz mein Unglück, wollen sie nicht, daß ich in den Zustand gerathen soll, in dem ich damals war, als sie dies traurige Gelübde ableg-

ten, so ergreifen sie dies Mittel mich und sich glücklich zu machen.

Ich war über das Betragen der Domina in Hitze. Ich fühlte eine Wallung im Blute, die an Uebereilung gränzte. Der Gedanke, man verachtete mich wegen meiner Zärtlichkeit fiel zu rasch auf meine Seele. In diesem Zustande antwortete ich ihm:

Mich glücklich zu machen? Wär ich in diesem Stande nicht glücklich gewesen, Herr S* ich hätte ihn nicht gewählt. Ich liebte sie, dies läugne ich nicht, ich werde es nie läugnen. Aber denken sie nicht daran, ein Herz irre zu leiten, was seine Pflichten kennt. Einmal that ich das Gelübde. Ich werde nie aufhören, daran zu hängen. Diese Zudringlich-

keit ist mir zuwider. Verlassen sie mich.

Können sie glauben, lieber Vetter, daß S* den Augenblick gieng? Aber sein Gesicht, da er gieng, werd ich nie wiedersehen. Es war das Gesicht eines Leidenden, der ohne Rettung verloren zu seyn glaubt. Auch kann ich es nie vergessen. Es schwebt wie ein Zeuge meiner Ungerechtigkeit vor mir, denn S* liebte mich aufrichtig, und ich that ihm sehr unrecht.

Ich gieng auf meine Zelle und warf mich auf's Bette. Thränen können nichts Verdorbenes gut machen, sonst hätten die meinigen wirksam seyn müssen, denn sie dauerten bis auf den Abend. Als man mich zu Tische foderte, ließ ich mich entschul-

digen,

digen, und weil ich sehr matt war, ließ ich die Priorin des Klosters bitten, mich zu besuchen.

Sie war so freundschaftlich, daß sie gleich kam. Warum, sagte ich bittend zu ihr, denn in ihr lebt die alte vergeßne Tugend und Rechtschaffenheit, warum hat man mich in diese Lage gebracht? Warum hat man eine Schwachheit, die ich zu überwinden so bereit war, unterhalten? die mich vor Anlaß zu wanken schützen sollten, geben mir ihn selbst.

Kind, erwiederte mir die Priorin, das geschieht nicht aus meinem Willen, nicht aus meinem Herzen. Es ist der Wille ihrer Familie, die sie in Schoos ihrer Freuden zurückwünscht, die ihnen das Unrecht wieder ersetzen will, was ihnen geschehen

hen ist. Dann ists der Befehl von oberer Hand, daß ich alles anwenden soll, sie zur Ansuchung um Dispensation zu bewegen. Man hat also das Verfahren gegen sie hart gefunden, und man glaubt, daß, wenn sie sich auch in ihr Schicksal finden, es mehr Betäubung ihrer Seele ist, die nicht von langer Dauer seyn kann. Ich gebe, meinen innern Empfindungen nach, diesem Verfahren Beyfall —

Und glauben also, fiel ich ein, daß das aufgehobne Gelübde keine Verlezung des Gewissens, und des Bundes mit dem höhern Wesen ist?

Sie haben mich nicht ausreden lassen, war ihre Antwort — wenn schon' wollte ich sagen, meine Gesinnungen von unserm Gelübde äußerst

stren=

strenge sind, welches aber bey ihnen gar nicht der Fall ist, denn sie thaten es schon nicht freywillig. Ich ganz aus eignem Triebe.

Desto unglücklicher bin ich — die Priorin, so liebevoll sie ist, hat mich doch ohne weitern Trost verlassen, als daß mir immer noch die Macht bliebe, nach meinem eigenen Gutdünken zu handeln.

Ich werde also gewiß meiner Pflicht getreu bleiben, aber ich wünsche doch, daß Herr S*. nicht durch meine zu harte Aufführung gegen ihn leide. Sie sind sein bester Freund: Sagen sie es ihm, daß ichs bereue, ihn nicht freundlicher empfangen zu haben, daß ich seine Theilnehmung, seine Liebe schäze, daß er aber, um mich zu beruhigen, nicht weiter zu

mir

mir kommen soll, weil wir, wenn wir uns auch noch so oft sehen, doch keinen Trost dadurch erhalten können, indem die Denkungsart der Priorin mich darin bestärkt, daß mein Band unauflöslich ist. Ich bin

Ihre

traurende Muhme

Marianne.

Ich gab meinem Freunde den Brief zurück. Die Priorin ist eine Närrin, sagte ich, und wann sie ihre Muhme nicht aus ihren Händen befreyen, so werden sie sie offenbar unglücklich machen. Sie sehen ja wohl, daß bey dem Mädchen erregte Schwärmerey ist. Schlagen sie der Familie vor, sie eine Zeitlang bey sich zu behalten, ihr vorzustellen, daß, wenn sie alsdenn noch der Meinung wäre, man ihr ihren Willen

lassen

lassen wollte, und ich wette, es giebt sich.

Mein Freund dankte mir für meinen Rath, und versprach ihn zu befolgen. Er verließ mich, wir schoben unsern Spaziergang auf, weil dieses Werk der Menschlichkeit ihm vorgieng, und nach drey Tagen bat er mich, mit ihm zu gehen, um seine Muhme selbst kennen zu lernen.

Ich trat in ein Zimmer, wo Mariane und noch eine Dame, die Schwester meines Freundes waren. Ich muß gestehen, das sanfte reizende Gesicht Marianens brachte mein Blut in Wallung. Ich fühlte das äußerste Unrecht, das man gethan, einen so schönen Gegenstand, der Welt zu entziehen, ich glaube, ich fühlte noch mehr vor sie, und wenn mir Herr S* nicht in dem

Augenblick eingefallen wäre, ich hätte meine Wünsche sehr weit ausdehnen können. Die Klosterkleidung kleidete sie vortreflich.

Hier ist der Mann, sagte mein Freund, als er mich Mariannen vorstellte, hier ist der Mann, der die Ursache deines Aufenthalts in unserm Hause ist, worüber wir so viele Freude haben.

Ich weis nicht, sagte Marianne, ob ich ihnen danken soll, mein Herr. Vielleicht haben sie eine gute Absicht gehabt, aber der Zweck, dem sie dadurch entgegen arbeiten, wird nie erreicht werden. Sie haben meinen Brief gelesen. Mein Vetter hat sie dadurch gewissermassen in das Zutrauen mit verwickelt, was ich zu ihm habe. Wissen sie also, daß ihr Anschlag und dessen Ausführung mich

sehr

sehr vielen unangenehmen Auftritten ausgesetzt hat.

Die ich mir erklären kann. Ihre überheilige Priorin wird sich dem widersetzt haben. Wahrscheinlich ist sie über die Jahre der Fühlbarkeit hinaus.

Mit Thränen in den Augen sagte sie: das habe ich nicht geglaubet, mein Herr, daß mein Vetter einen so gefährlichen Rathgeber hätte. Spott ist fressend, und sie sollten nicht mit dem Stande spotten, in dessen Kleidung sie mich vor sich sehen. Meine gute Meinung von ihnen hat sehr gelitten.

Hatte ich wirklich zu viel gesagt, oder war ihr Nervensistem nur zu empfindlich davor gewesen, genug, ihre Thränen machten mich so weich, daß ich sie um Verzeihung bat. Was aber die gute Meinung von mir betrift, sezte ich

hinzu, so werden sie sie wieder erhalten, denn ich kann nur den Geruch der Heiligkeit da nicht gut leiden, wo er übel angebracht ist.

Sie schien stüzig zu werden, daß ich dem ohngeachtet, daß sie mich gewarnet, doch so frey sprach. Meines Freundes Schwester lenkte aber ein, und brachte die Unterredung auf andere Dinge. Jezt beobachtete ich sie sehr genau, und fand unter dem Schleyer der Schwermuth, Blicke der Heiterkeit, von denen ich wohl urtheilen konnte, daß sie sehr merklich wachsen würden. Sie schien zuweilen sich ganz zu vergessen, und verrieth hin und wieder einige Ausgelassenheit. Doch faßte sie sich gleich selbst wieder, und ich hörte sie einigemal nach solchen Ausbrüchen vor Freude seufzen,

als ob sie sichs selbst vorwerfen wollte, daß sie sich hinreißen ließe.

Ich suchte noch einige Augenblicke mit ihr allein zu reden.

Ihr Brief, sagte ich, war mir schon ein ziemlich sicherer Beweis, daß ihr Herz ihr Gelübde nicht billigte. Aber ihr Betragen ist mirs noch mehr. Ich bin nicht der allersorgfältigste Beobachter der Menschen, aber ich bin es sorgfältig genug, um einzusehen, daß der Kampf ihrer sogenannten Pflicht und der Widerstrebung mit jedem Augenblicke sich aufs neue anhebt, und daß sie den Gedanken, daß die Welt bessere Freuden hat, mit aller möglichen Macht zu verdrängen suchen müssen.

Sie sahe mich erstaunt an. Sie glauben das, erwiederte sie, weil sie sehen, daß theils Widererinnerung vo-

riger Dinge, theils Neuheit, die ich jetzt erfahre, einigermassen auf mich wirkt. Das Kloster nimmt uns unsere Schwachheiten nicht, wir bleiben in denselben, aller unsrer Pflichten ohngeachtet, Menschen, und können so wenig als vorher, Aufwallungen des Temperaments widerstehen. Aus dem Grunde leben wir ja auch in der Einsamkeit, um der Gelegenheiten zu diesem Reiz überhoben zu seyn. Ich bin unglücklich genug, mein Herr, daß ich wider meinen Willen diesen Gelegenheiten ausgesetzt seyn muß und ich verdiene es in der That nicht, daß sie mir mein Herz durch die unrechte Auslegung meiner Aeußerungen des Antheils an Welt und Verwandte noch schwerer machen.

Ihrem empfindlichen Nervensistem zufolge, weinte sie wieder. Ich bat sie,

mir zu verzeihen, und um sie zu beruhigen, sagte ich, ich könnte irren, und ich hoffte, sie würde mir die Gelegenheit nicht versagen, meinen Irrthum kennen zu lernen, und mir erlauben, sie deswegen öfter zu sprechen.

„Ich habe hier im Hause nicht zu befehlen. Sie haben zu ihrem Freunde, das weis ich, jeden Augenblick freyen Zutritt, und ich werde mich nicht verbergen. Wäre aber auch das nicht, so ist mir unendlich daran gelegen, sie vom Gegentheil dessen zu überzeugen, was sie so fest zu glauben scheinen. Wann sie meiner kritischen Lage, und meiner empfindlichen Laune wegen mich etwas mehr schonen wollen, so glaube ich, wir können Freunde werden.„

So schied ich von ihr. Einige Tage hernach kam mein Freund, und

berichtete mir, daß sie den Tag die erste Zusammenkunft mit Herrn S*. hätte, und daß sie, da er sie gefragt, ob ich zugegen seyn dürfte, nicht allein damit zufrieden gewesen, sondern sogar es zu wünschen geschienen. Ich gieng also hin. Herr S* war noch nicht da. Sie wurde feuerroth, als ich kam, und weil sie die Wallung selbst zu heftig fühlen mogte, so sagte sie:

Sie müssen an meinem Gesichte sehen, daß ich sie fürchte. Sie urtheilen zu strenge. Heute hoffe ich, werden sie etwas glimpflicher verfahren, besonders da ich ihnen voraussage, ich habe Herrn S* geliebt, und meine Hochachtung gegen ihn gränzt noch sehr nahe an Liebe. Da ich außerdem noch weis, daß ihm harte Behandlung schmerzlich fällt, da ich ihm noch für mein

neu-

neuliches Betragen Genugthuung schuldig bin, so schliessen sie ja nicht wieder falsch.

Ich erkannte den Vogel an den Federn, aber ich wollte ihr nicht die Laune und Herrn S* nicht den schönen Empfang verderben. Ich sagte ihr, sie sollte mich so diskret finden, daß ich nie wieder ein Urtheil über etwas von ihr fällen würde, wenn ich nicht gänzlich von dem Zweck überzeugt wäre, den sie dabey hätte. Sie war doch nicht ganz mit dieser Antwort zufrieden. Sie meinte, das klänge ziemlich so, als wenn ich sie als eine Heuchlerin betrachtete, und dawider deprezirte sie feyerlich.

Nein, das sind sie gewiß nicht, sagte ich sehr lebhaft darauf, aber sie verstehen sich selbst nicht recht. Dies Gespräch würde gewiß wieder eine trau-

rige

rige Wendung genommen haben, wenn Herr S* nicht hereingetreten wäre. Hatte ich sie vorher roth gesehen, so sahe ich sie jezt glühend. Er wollte sie in seine Arme schliessen, sie hielt ihn nur schwach zurück, obgleich es gewiß ihr Wille war, alle Kräfte dazu anzuwenden, und er drukte einen Kuß auf ihre Lippen.

Ach Mariane, rief er aus, gottlob, daß ich sie außer dem Kloster sehe.

Sie trat beschämt aus seinen Armen zurück. Sie haben mich beleidiget, und ich weis nicht, wo ich Nachsicht genug hernehme, dieß Betragen in mir noch zu entschuldigen.

Aus der Liebe, liebes Mädchen, hätt ich ihr gern zugeflüstert, aber ich durfte nicht.

Bin ich schon nicht mehr in jenen Mauern, so werde ich doch wieder hineingehen, und das Interim meines Aufenthalts hier, befreyet mich, von nichts, was ich dort halten muß. Nichts als der Gitterzwang fällt weg. Doch um meines lezten Unrechts willen, will ich das Geschehene als nicht so ansehen. Und nun eine Bitte, theurer S*. Geben sie sich keine Mühe meine Entschliessung zu bestreiten. Dieß wird Zänkereyen, und unangenehme Tage hervorbringen. Lassen sie uns die Prüfungszeit, die mir meine Verwandte bestimmt haben, und in welcher ich versprochen habe, sie so oft zu sehen, als sie es selbst wünschen, im freundschaftlichen Umgange verleben, dann uns auf ewig Lebewohl sagen, um uns an einem Orte wieder zu finden, wo kein Versprechen mich bindet.

Zu meinem innigsten Verdruß protestirte Herr S* förmlich und feyerlich hierwider. Er versicherte, daß er nichts versäumen würde, sie zur Rückkehr zur Liebe zu ihm zu bewegen. Er bat, sie widerstand, widerstand ungern, und mußte natürlich sich ärgern, daß er seine Bitte fortsezte.

Ich übergehe die Geschichte des Nachmittags. Sie war ein Gemische von abwechselnden Klagen und Zufriedenheit. Liebe und Devotion kamen sich auf einer Seite fleißig in die Haare, auf der andern Entzücken und Verzweiflung. Ein Blick ihrer Augen wirkte bey Herrn S* das erste, und ein abschlägiges Wort das andere.

Mit Schmerzen erwartete ich den Augenblick, da wir sie verließen, und sie erlaubte uns morgen wieder zu kommen.

men. Ich hatte den ganzen Nachmittag mit so saurer Anstrengung mich zurückhalten müssen, nun ergriff ich aber die erste Minute dem Liebhaber den Plan vorzulegen, den ich für ihn ausgedacht.

Lieber Herr S*, sagte ich, auf dem Wege, den sie gehen, kommen sie nie ans Ziel. Sie beunruhigen Marianen, machen ihr die Tage, die sie mit ihnen zubringt, zur Last. Diese Unruhe bildet sich ihr schwärmerischer Geist im Kloster geendigt ein. Jeder Tag bis dahin wird verwünscht, jeder Funke von Liebe, der für sie aufkeimt, wird erstickt, wird mit Gewalt zurückgestossen. Wählen sie eine andere Bahn. Versprechen sie ihr sich zur Freundschaft zu zwingen, erwähnen sie keines Worts von Liebe. Die Blende, die sie ihr geben, macht,

daß sie sich ganz ihren Empfindungen überläßt. Sie wird die Tage heiterer finden, als die sie im Kloster hatte. Sie wird die Prüfungszeit lieb gewinnen, und gern verlängern. Sie wird jedem aufsteigenden Keim der Leidenschaft, die für sie in ihr ist, freyen Wachsthum lassen, weil sie sich mit der Freundschaft täuschen wird. Sie wird sich bald so an sie gewöhnen, daß sie nicht ohne sie wird seyn können.

Wollen sie wissen, worauf ich baue, daß der Plan sich gut endigen wird. Hier sind die Gründe. Marianens Herz ist für jede Empfindung empfänglich, läßt, was einmal Wurzel gefaßt hat, wachsen so sehr es will. Das Wörtgen Liebe hat einmal einen widrigen Eindruck gemacht. Freundschaft ist dem Ohre angenehm. Jenes wirkt also ab-

weichend von ihrem Zwecke, dieses nähert sich ihm. Freundschaft vermag sie zur Schwärmerin für sie zu machen, Liebe kann Haß hervorbringen.

Sie müssen auch Freude bey ihr bemerkt haben, daß sie diese Zeit mit ihnen zubringen kann. Die Feder dieses Rads ist die Liebe zu ihnen. Sie weis es aber nicht, und darfs nicht wissen. Sie würde die Kette, die sie umschlungen hat, zerreißen, und die Feder würde springen. Im Gegenfall wird die Feder stark, die Kette umschlingt sie immer mehr, und die Kraft zum Riß geht verloren.

Ich wurde verstanden, ganz verstanden, meine Maaßregeln wurden gebilligt und ihre Befolgung beschlossen. Herr S* wunderte sich, daß ich so tief in eine Sache hätte dringen können,

die

die mich eigentlich nicht beträfe. Das kömmt daher, erwiederte ich ihm, weil sie eben so wenig Herr ihrer Empfindungen, und was man zu sagen pflegt, au Fait ihrer eignen Angelegenheit sind. Sie glaubten, Marianne fühlte in der Seele die Pflicht, die sie ihnen für das Klosterleben vorschwazt. Und sie bildet sich nur ein sie zu fühlen. Sie lebte äußerst unruhig, da sie ins Kloster gieng. —

Wissen sie, wie es zugieng, fiel mir Herr S* ein.

„Nichts davon, als diesen Punkt, den mir mein Freund mittheilte.“

So will ich ihnen etwas davon sagen. Es war nicht anders möglich, sie mußte diesen Stand wählen. Sie hatte einen Bruder, der in seiner Kindheit so verschieden von ihrem Temperamente

war, als man sich nur die Parallele ziehen kann. Sie war ausgelassen lustig. Er träumerisch schwermüthig. Die Eltern waren vermögend, dachten gut, waren aber bigott. Der Vater hatte eine einträgliche Stelle, die er für den Sohn nach seinem erfolgenden Tode wiedererhalten hatte. Die Zeiten der Jugend beyder Kinder verflossen, ohne daß die Eltern eine Sorge fühlten. Das Haus war fast immer voll Gesellschaft, der größte Theil derselben bestand aber aus geistlichen Herrn und Damen. Auch die Erziehung der Kinder war solchen anvertraut, denn es wurde an beyden nichts versäumt, was sie vollkommen machen konnte.

Hätte sich bey herannahenden entscheidenden Alter bey dem Mädchen der Keim zum heiligen Leben eingefunden,

so würden beyde Eltern sie mit Freuden dem Heiligthume Preis gegeben haben. Aber so fand er sich beym Sohne ein, und das erregte bey beyden Bestürzung. Dem Vater, der es sehr wohl begreifen konnte, wie ein Armer sich dem Klosterleben widmen könnte, war es ganz unbegreiflich, wie man diesen Gedanken bey einem solchen Vermögen, bey einer so einträglichen Stelle, wie er dem Sohne hinterließ, und das wußte dieser schon, zu faßen und zu unterhalten fähig wäre. Er suchte den Grund davon, und glaubte ihn in der Ueberredung der Mönche zu finden, die in seinem Hause aus und eingiengen, und die, diesesmal wenigstens, weit geringern Antheil an dem Entschluße hatten, als er glaubte. Im ersten Eifer gieng er zu rasch zu Werke. Er verbot einigen sein Haus,

ließ alle übrige gar nicht mehr zu seinem Sohne, nahm diesen vor, ermahnete ihn erst, schilderte ihm seine glücklichen Tage, und befahl ihm endlich, nie an das Kloster zu denken, wenn er nicht den kindlichen Gehorsam ganz aus den Augen setzen, und seinen Fluch mit sich dahin nehmen wollte. Ich kannte den Bruder Marianens in diesem Zeitpunkte, weil ich beständig um die Schwester war, und weil unsre Eltern von beyden Seiten die innigsten Freunde waren, so konnten wir beyde nicht zweifeln, daß man die Wünsche unsrer Herzen erfüllen würde. Ich war eben von Universitäten zurück, und sollte einige Jahre auf Reisen gehen. Mariane war 15 Jahr, empfieng die ersten Eindrücke meiner heißen unaussprechlichen Liebe mit Wonne, und erwiederte mir die

Ge-

Gefühle meines Herzens halb kindisch, halb ernsthaft.

Indessen klagte ihr Bruder beständig gegen mich, daß man seiner Neigung Zwang anthäte, daß man dadurch Uebel ärger machte, daß er es unerträglich fände, sich in der Welt zu sehen, daß er Augenblicke hätte, in welcher die Schwermuth sich seiner so sehr bemächtigte, daß er nicht Herr seiner Handlungen sey, und daß er fühlte, er werde in einem dieser Augenblicke seinem beschwerlichen Leben ein Ende machen.

Ich erschrak, verbarg mein Erstaunen gegen ihn, suchte ihm die Grille auszureden, und hielt es für meine Pflicht seinen Vater für die Folgen einer längern Strenge zu warnen.

Ich hatte das Unglück unrecht verstanden zu werden, und nur den Trost meine Pflicht gethan zu haben.

Er nahm meine Warnung als Begierde, den Sohn im Kloster zu wissen, um das ganze Vermögen mit der Tochter zu erhalten. Er sagte mir und meinem Vater so viel bitteres über den Punkt, daß der leztere es für gut fand, den Umgang mit seinem Hause auf einige Zeit aufzugeben.

Indessen wollte das traurige Geschick des Hauses, daß Marianens Bruder wirklich das ausführte, was er mir gesagt hatte. Zwar wurde es nicht öffentlich bekannt. Er starb in der allgemeinen Meynung eines natürlichen Todes. Mariane entdeckte mir das Gegentheil in einer heimlichen Unterredung. Ihre Rührung war außerordentlich; daß ich

gerechtfertigt war, konnte mich nicht hindern, einen Freund zu beweinen, dessen vortrefliche Denkungsart ein besseres Schicksal verdient hatte, und der ein Opfer einer unzeitigen Strenge geworden.

Ich wurde bald gewahr, daß mit dem Erfolge meiner Warnung der Haß von Marianens Vater gegen mich nicht ausgerottet sey. Mein Vater so wohl als ich wünschten mit ihm zu sprechen, und ihn über seinen Verlust zu trösten, allein wir wurden nicht vorgelassen.

Von der Zeit an, erfuhr ich nur durch die dritte Hand, was im Hause vorgieng. Man hatte meine heimliche Unterredungen mit Marianen gemuthmasset, und glimpfliche Vorstellungen von Seiten des Vaters brachten das weiche Mädchen bald dahin, daß sie nachgab.

Ich erfuhr, daß alle die vorherverbanten Geistlichen jezt wieder aufgenommen wären, daß man dem Alten den Kopf ziemlich warm machte, daß er am Tode des Sohnes offenbar schuld sey, daß man ihm vorstellte, ein dergleichen Unrecht ließe nicht füglich sich auf andere Art gut machen, als daß er die Tochter nun dem Kloster widmete. Ich zitterte bey dem Gedanken, und ich zitterte nicht vergebens. Es dauerte ohngefähr sechs Wochen, als ich diesen Brief bekam.

Mein bester!

Sie wissen es, daß ich Sie unaussprechlich liebe, daß nichts in der Welt, und ich setze dazu außer der Welt fähig ist, den Eindruck, den Sie auf mich gemacht haben, zu verlöschen. Ich dachte auf eine Verbindung zwi-

schen uns, und gewiß wären wir ein glückliches Paar geworden. Meine Liebe behalten Sie, aber meine Hand kann ich ihnen nun nicht geben.

Es ruhet auf unserm Hause ein strenges Geschik. Sie wissen es. Ich entdekte es Ihnen. Der Fluch, der meine Eltern deswegen drückt, kann nicht gehoben werden, wenn ich mich nicht dafür opfere. Die Wahrheit davon sagt mir täglich die Verzweiflung meines Vaters. Die Schwermuth, meiner Mutter ruft mich stündlich auf, diesen Schmerz zu lindern. Alle heilige Seelen, die in unserm Hause aus und eingehen, versichern mir, daß diese Ausübung meiner kindlichen Pflicht ein Entschluß sey, der mein ewiges Wohl unumstößlich befördere. Ich werde gedrängt. Ich muß dem

unaufhörlichen Rufe folgen. Ich muß ein Kloster wählen.

Ich fühle es, was ich in Ihnen verliere. Ich fühle auch, daß ich Sie kränke, denn Ihre Liebe zu mir war der meinigen gleich. Aber fassen Sie sich, und bedenken Sie, daß wir, wenn wir standhaft genug sind, eben so gut eine Lebenszeit erwarten können, als wir Jahre warten wollten, bis unsre Eltern sich ausgesöhnt.

Meine Liebe bleibt Ihnen. In der Stunde meines Gelübdes werde ich Sie nicht vergessen, weil ich fühle, daß ich's nicht kann. Wiederkehrende Schwachheit nöthigt mich, diesen Brief zu schliessen. Beten Sie, daß standhaft bleibt

Ihre

Mariane.

Ich war außer mir. Ich ließ alle Mine springen, den Vorsatz zu hintertreiben. Eltern und Verwandte arbeiteten. Man stellte der Geistlichkeit vor, man wolle das Vermögen für die Versöhnung des Vaters mit dem Himmel abtreten, nur mögte man die Tochter nicht zu dem Schritte überreden.

Dies wurde als Beleidigung aufgenommen. Man wolle nicht das Geld, sagte man. Diese Absichten, die man vielleicht in vorigen Zeiten oft fälschlich den Klöstern zur Last gelegt, fielen jetzt weg, da man sahe, daß die heiligen Schätze nicht liegen blieben, sondern genutzt würden. Aber das freywillige Gebet einer Tochter könne man dem Vater nicht versagen, der dadurch gerettet werden könnte. Den heldenmüthigen Entschluß des Frauenzimmers unterdrücken; hiess sich offenbar

der

der Ausbreitung und den Wirkungen der Religion, die so nur noch lau betrieben würde, wiedersetzen. So bald Mariane im Probejahre widerriefe, sey es Zeit unsre Maaßregeln, die auf's weltliche giengen, darnach zu nehmen.

Ehe ich einmal dazu kommen konnte, Marianen zu sprechen, war sie schon im Kloster. Während dem Probejahre ließ sie niemanden zu sich, und ich wurde entfernt. Mein Vater reiste selbst mit mir in fremde Länder, um mich zu zerstreuen. Ich war auf dem Punkte rasend zu werden, und ich will die Thorheiten, die ich damals begieng, gern aus meinem Gedächtnisse verbannen, aber ich fühle es, daß ich sie wieder begehen werde, wenn der Fall der nämliche bleibt, der er war.

Das soll er nicht, antwortete ich ihm, oder ich müßte nicht wissen, was es thut, wenn man eine Sache beym rechten Ende anfängt.

Wir giengen den Nachmittag wieder hin, und Herr S* hielt redlich Wort. Dagegen war aber auch die Zeit unsers Aufenthalts bey ihr von keiner Klage unterbrochen, und beym Abschiede gestand sie selbst, sie habe seit dem unglücklichen Augenblicke, da ihr Bruder die Welt verlassen, keine so frohe Stunden gehabt.

Das haben sie, sagte Herr S* unsern gemeinschaftlichen Freunde zu danken. Er hat mir gestern noch eine schöne Moral darüber gelesen, das ich ihrem Verlangen nicht sogleich nachgegeben, und ihnen versprochen, meiner Liebe mit keinem Worte zu gedenken.

Er hat mirs begreiflich gemacht, und ich habe heute den Beweis davon gesehen, daß Klagen unsere Tage, die wir zusammen zuzubringen haben, nur verbittern, Zufriedenheit hingegen mit unserm Schicksale uns Wonne gewähren würde. Ohne seinen Rath hatte ich sie heute wieder bestürmt.

Mariane dankte mir für meine Aufmerksamkeit, aber ihr Dank hätte etwas Zweydeutiges. Sie schien auch etwas trüber zu werden, und ich verdachte auch Herrn S* diese Erinnerung.

Von nun an giengen wir alle Tage hin. Wie wir das erstemal wieder kamen, nahm mich die Schwester meines Freundes auf die Seite.

Mariane traut ihnen nicht mehr, sagte sie. Herr S* hat sich zu früh verrathen. Sie kam weinend zu mir,

als sie fort waren, und sagte, sie habe an ihnen gewiß einen Feind, der ihre Ruhe untergraben würde. Sie hätten es darauf angelegt, die Empfindungen ihres Herzens zu verdrehen. Sie würde nicht mehr heiter seyn dürfen, weil man gleich auf Leidenschaft bey ihr schlöße. Sie bereue es, daß sie sich unschuldigerweise hinreißen lassen, ihrer Munterkeit keine Schranken zu setzen, sie würde mehr auf ihrer Hut seyn, und sie sähe es lieber, wenn Herr S* von seiner Liebe fortspräche, weil sie das aufmerksam auf ihre Pflicht machte.

Bis auf den lezten Punkt war mir alles erklärbar, was mir die Dame sagte, denn das hatte ich von Marianens Denkungsart erwartet. Der Zusaz aber war mir zweydeutig. Entweder sie war wirklich entschlossen, durch un-

angenehme Augenblicke die Uebermacht der Angenehmen zu tödten, oder sie liebte so, daß schon es kränkend für sie war, einen Tag nicht von dieser Liebe zu hören.

Sie hatte mich, wie ich vermuthete, etwas kälter empfangen, wie gewöhnlich. Ich erwiederte also dieß Betragen, und ließ ihr unvermerkt die Freyheit, oft mit Herrn S* ohne Zeugen zu reden.

Ihr Abschied war noch kälter. Ich hatte wohl bemerkt, daß sie unruhiger gewesen war, als S*. Heute sagte er zu mir, glaube ich, habe ich mein Meisterstück gemacht.

Wie so? Freund — Sie hat mirs so nahe gelegt, wieder von meiner Liebe anzufangen, daß ich mich kaum erhalten konnte. Aber ich überwand mich.

Sie

Sie sezte immer Zweifel in die Aufrichtigkeit meiner Freundschaft, und ließ sich einigemal merken, sie glaubte, man mache mich abwendig von ihr. Zu den Gründen, warum sie deswegen so in mich dränge, nahm sie, daß sie mich in keiner üblern Meinung von sich wissen wolle, als ich bisher gehabt.

Herr S* ahndete hieraus sehr richtig Liebe zu ihm.

Ja, sie liebt sie, sagte ich, aber glauben sie, daß sie deswegen jeden Berg übersteigen. Eine Wendung haben wir der Sache gegeben, und zwar eine gute, aber wir müssen sie zu erhalten suchen. Ich erzählte ihm ihr gestriges Betragen nach unserm Weggehen, daß ich jezt ein gleiches erwartete, und daß der Verdruß, den wir auf der einen Seite vermeiden wollen, jezt auf der an-

dern entstehe. Ich verfolgte also meinen Plan jezt weiter, und sagte, er müße sich ganz in dem Zutrauen erhalten, welches sie zu ihm hatte, ihre Heiterkeit auf den höchsten Grad zu bringen suchen, und ihr das höchste Maas von Zuthätigkeit zeigen, alles, was Liebe eingeben könnte, ihr sagen, doch ohne des Worts Liebe Erwähnung zu thun. Sie muß, sezte ich hinzu, gar nicht wissen, wie die Tage vergehen, muß den künftigen sehnlicher erwarten, als ihr der verflossene vergieng. Es muß ihr keine Ursache gegeben werden, daß eine Thräne in ihr Auge schleichen kann, sonst ist der Abstand nicht wirksam genug, und der Zwek verfehlt.

Wir sahen gleich den andern Tag die Folgen. Sie war sehr verweint. Meine Vertraute sagte mir, sie habe

sich sehr lebhaft über mich beklagt, sie wäre so gut als überzeugt, daß ich ihr das Herz des Herrn S* rauben wollte, und so gut es auch gewissermassen für sie wäre, wenn es geschähe, so wollte sie doch nicht, daß es mit Nachtheil auf ihren Charakter geschehen sollte. Sie wünschte, sie wäre in ihrem Kloster geblieben, wo sie immer in dem Wahn hätte bleiben können, daß niemand ihrem Geliebten sie verhaßt machte.

Ich konnte mich nicht enthalten, zu lachen, daß die kleine Schwärmerin Liebe und Kloster, so romanhaft verband, daß sie die Begriffe des einen, was ihr so nahe am Herzen lag, mit dem andern, was man ihr aufgedrungen, so gern und so fein vorweben wollte.

Ich war heute noch zurückhaltender, sahe aber bald durch meine Seitenblicke, daß Herr S* mich ganz verstanden,

den, und ganz nach meinem Plan gearbeitet, denn ihre Heiterkeit nahm sichtbarlich zu, und ehe einige Stunden vergiengen, war die düstre, traurende klösterliche Mariane das munterste, unbefangenste, liebvollste, hinreißendste Geschöpf.

S* hatte mehr gethan, als ich ihm gesagt. Er hatte mich außer allen Verdacht gesetzt. Sie paßte einen Augenblick ab, mit mir allein zu sprechen, und sagte mir, sie hätte mich um Verzeihung zu bitten, weil sie mich in einem sehr üblen Verdacht gehabt, und geglaubt, ich suche sie ihrem Freunde auf einer schlechten Seite zu schildern.

Nein, das konnte ich nicht thun, denn, theure Mariane, außer ihrem Hange zur Schwärmerey, wüßte ich in der That nicht, was ich an ihnen tadeln sollte.

te. Aber eben weil sie zu liebenswürdig sind, hielt ich es für meine Pflicht, Herrn S* auf das vorzubereiten, was geschehen müßte, wenn sie ihre grausamen Entschlüsse nicht änderten. Sie sind geschaffen, mehr als einen Menschen zur Verzweiflung zu bringen.

Auf diese ganze Episode, die in einer andern Lage eine bewunderungswürdige Wirkung auf sie hätte machen müssen, antwortete sie nichts, als: Sie sind ein Schmeichler, und hüpfte wieder zu ihrem S* und ich fieng an zu hoffen, daß ich gewonnen Spiel hätte.

Nun gieng alles seinen gehörigen Gang. Schon den andern Tag erfuhr ich ihre völlige Zufriedenheit. An Thränen und Seufzer war nicht zu denken. Die Tage verstrichen wie Stunden. S* der die ganze Fülle der Liebe in ihren

Augen sah, und alles, was sie ihm eingab, ihr sagen durfte, wenn er es nur ins Gewand der Freundschaft kleidete, war der glücklichste Sterbliche. Sie sprang ihm entgegen, wenn er kam, und ließ das Köpfgen hängen, wann er gieng.

Er trug es durch die Vorstellung, daß er durch das beständige Anschauen der klösterlichen Kleidung litte, über sie davon, daß sie diese ablegte, und sich zwar sehr modest, aber doch weltlich kleidete. Ich wurde immer neugieriger, etwas von Marianens Geschichte nach der Entfernung des Herrn S* zu hören, und ich bat sie einmal darum, wenn nicht etwa die Erinnerung daran ihr zu viel Bewegung der Seele verursachte.

Wenn ich ihnen sagen sollte, wie ich eigentlich zum Kloster gekommen, fieng sie an, so würden sie eine eben so

konfuse Idee davon erhalten, wie ich selbst habe. Nie war wohl diese Absicht weniger bey mir anscheinend, als in dem Zeitpunkte, in dem sie ausgeführt wurde. Hätte man mir in jugendlichen Zeiten gesagt, ich könnte Neigung dazu bekommen, so hätte ichs als möglich angesehen. Aber eben zu der Zeit, wo ich am feurigsten liebte, wo mein Entschluß fest und bestimmt war, zu heurathen, das war mir, wie der Schritt geschehen, selbst noch ein Räthsel.

Aber sezen sie sich zwischen einen verzweifelnden Vater, und eine schwermüthige Mutter, lassen sie beyde um alles, was in der Religion heilig ist, sich anflehen, nehmen sie die Ermahnungen des Seelsorgers, die Bitten so vieler heiligen Männer, die schreckliche Erinnerung eines Bruders, die Zusage, wie viel gu-

tes ich dadurch stiftete, und den Haß mit dem man gegen die Welt eiferte, dieses alles nehmen sie zusammen. Dazu thun sie nun den schrecklichsten Fluch, den man sich denken kann, der auf unserm Hause liegen solle, den ich nach aller Ausspruch allein wegzubringen im Stande wäre, oder allein tragen müßte, und es wird nicht mehr schwer zu glauben seyn, daß ich mich schnell entschloß, schnell meinen Entschluß ausführte, und mich dem Schicksaal überließ.

Mitten im Gelübde vergaß ich nicht, daß Pflicht mich dazu gezwungen, heilige Pflicht gegen meine Eltern. Diese hatten nur den Trost davon einige Wochen ruhiger zu seyn, denn beyde rafte der Kummer dahin. Dergleichen Trauer mußte meiner Seele eine Stimmung geben, die ins Klosterleben paßte. Ohne

einige Empfindung für das Vermögen meiner Eltern gab ichs in die Hände des Klosters, denen sie es durch mich vermacht hatten. Ein Gefühl blieb mir, das für meinen Geliebten. Ich dachte immerwährend an ihn, und ich wünschte, daß es ihm wohl gehen mögte, aber immer schlich der Wunsch mit ins Herz, daß er mir treu bleiben mögte.

O er ist's, er ist's geblieben, fuhr sie so feurig fort, daß ich äußerst auf meiner Hut seyn mußte, um sie nicht auf sich aufmerksam zu machen.

Ich frug sie, was die Aufhebung ihres Klosters für eine Wirkung auf sie gemacht?

Im Anfange, sagte sie, eine ganz sonderbare, ängstliche. Bey dem Gedanken, ich könnte wieder ganz frey, wieder ganz glücklich seyn, preßt sich's in meiner

ner Brust. Es war halb Freude, halb Angst. Ich dachte, ich könnte, und war ganz Wonne, zweifelte immer, ob ich dürfte, und fühlte einen Schmerz, der empfindlicher war, als ich ihn noch gehabt. Ich entdeckte mich der Priorin. Sie nennte meine Empfindung vorhersagende Gewissensangst, bat mich, standhaft gegen die Versuchungen zu seyn, und meinem Gelübde treu zu bleiben.

Nun kam auch die Dispensation vom Gelübde, für die, die sie verlangten. S* erschien, die Familie drang in mich, das übrige wissen sie. Ich kann indessen nicht sagen, daß ich unzufrieden wäre, noch einmal zu fühlen, wie glüklich ich in der Welt hätte seyn können. Diese Tage werden mir einst in dem Andenken, der Erinnerung der ersten Eltern an das Paradies gleichen.

Also

Also doch besser erscheinen, als die Tage im Kloster, konnte ich mich nicht enthalten zu sagen.

Das ist wider die Abrede, erwiederte sie. Sie trift so gut das Verbot, mich nicht in meiner Freude zu stören, als meinen S*. Aber ich will auch einmal standhaft seyn. Ich will sie nicht fühlen lassen, was ich empfinde, denn eigentlich müßte ich jetzt meiner Freude Einhalt thun. Aber wenn die Zeit um ist, sollen sie sehen, daß ich in der Festigkeit meines Entschlußes nicht wankend bin.

Sie verließ mich. Du betrügst mich nicht, gutes Mädgen, dacht ich in mir. Ich sehe es zu deutlich, daß du dich täglich mehr von deiner thörigten Bestimmung entfernst, und wohl dir,

daß der Zwang, der dich bindet, nur in dir liegt.

Doch fiel mir jezt die Priorin ein, und ich nährte in dem Augenblick den Gedanken, hier vorzubeugen.

Ich fürchtete, wenn die Zeit, die sie ihr gesetzt hatte, vorüber wäre, und sie ihr nun sagen ließe, sie würde kommen sie abzuholen, daß Mariane dann der Eitelkeit Wort zu halten, der schnellen Ueberraschung nachgeben, und den übereilten Schritt thun würde. Der einzige Blick in die Zukunft, der sie davon hätte abhalten können, konnte in dem kritischen Augenblicke des Kampfs zwischen Liebe und Stolz verschleyert seyn. Sie konnte die verflossenen Tage wirklich für Traum nehmen, und sich aus dem Traum reißen wollen, ohne die Ahndung, daß sie sich nun erst ins

Lei-

Leiden stürzte. Einer solchen Epoche mußte ich vorbeugen, denn nur eine solche hatte ich zu fürchten.

Ich gieng also zur Priorin. Ich entdeckte mich ihr als einen Bekannten des Hauses. Will man es, so spielte ich gewissermassen, den Heuchler, denn ich sagte ihr, ich wunderte mich, daß sie als besorgte Aufseherin ihrer anvertrauten Töchter diese einem Hause hätte überlassen können, wo alle Freuden der Welt ihr mit den lebhaftesten Farben vorgemalt würden, wo sie täglich ihren Geliebten sehen, und täglich neuen Gift für die Zukunft einathmen könnte.

Sichtbare Verlegenheit bemächtigte sich ihrer.

Ich konnte nicht befehlen, mein Herr, sagte sie, sonst hätte sie nimmer-

mehr

mehr aus meinen Händen kommen sollen. Ich habe versprechen müssen, daß ich mich die ganze Zeit ihres Aufenthalts nicht in ihre Geschäfte mischen will, aber ich hoffe, wenn diese vorüber ist, so soll ein Blick von mir, sie bald zurückleiten, denn ihr Zutrauen ist unbegränzt.

Fort, dachte ich, auf einen andern Weg. Ich muthmaßte Gründe, warum die Frau, der jetzt Kloster und Vermögen nichts mehr angieng, so handelte, aber ich hatte keine Beweise.

Ich will aufrichtiger seyn, sagte ich, was gienge es mich an, ob Mariane wieder in die Welt gienge, oder ob sie das Klosterleben fortführte, wenn ich nicht Theil an ihr nähme. Ich gestehe es, ihre himmlische Schönheit hat mich bezaubert. Wenn es Schwachheit

ist

ist, einen andern neben sich nicht glück-
lich sehen zu können, so habe ich diese.
Ich fühle es, daß ich eben so brennend
liebe, wie Marianens Liebhaber, und
ich weis, daß er geliebt wird, und ich
nicht. Das ist mir Tod. Ich kann,
ich darf ihn nicht glücklich sehen, ohne
zu verzweifeln. Helfen sie mir, wür-
dige Frau. Machen sie, daß sie ins
Kloster zurückkehrt, so sehe ich wenig-
stens keinen glücklichern Nebenbuhler,
und daß er mittrauert, mitverliert,
das tröstet mich dann. Nicht wahr,
sie fühlen, daß ich ihr Mitleiden ver-
diene.

Ob ichs fühle? erwiederte sie mit
weit mehr Feuer. Wie sollte ich etwas
nicht empfinden, was mit meiner Seele,
und mit meinem Schicksale so überein-
stimmend ist. O ich war in dem näm-

li-

lichen Falle. Ich fühlte die Bitterkeit verschmähter Liebe, und seitdem kann ich keine glückliche Liebende sehen. Warum sollte ichs nicht gestehen, daß jedes Schlachtopfer dieser Leidenschaft, das in unser Kloster kam, mir angenehm war, und meine Schmerzen linderte. Auch Mariane trug ihr Theil dazu bey, und deswegen wurde sie mir Freundin. Deswegen wandte ich alles an, sie in ihrem Vorsatz zu bestärken, deswegen habe ich jetzt verborgen an ihrer Standhaftigkeit gearbeitet, und deswegen werde ich ihnen jetzt beystehen. Ich will sie an einen dritten Ort bitten lassen, und will ihr geschärfte Verweise ihres Wankens so vorsichtig geben, daß sie den Grund nicht merken soll. Denn, mein Herr, das ist die Hauptsache aller weltlichen Politik, daß man handeln lassen muß,

oh-

ohne daß andere auf den Verdacht kommen, als handelten sie nicht selbst.

Ich muß gestehen, ich erstaunte über die Politikerin, von welcher Mariane in ihrem Briefe sagte, alte vergessne Tugend und Rechtschaffenheit lebe noch in ihr. Diesmal war ihre Politik unter einem Meister gekommen, und ich habe dadurch einen Zuwachs zu meiner Bemerkung erhalten, daß gute Absichten gemeiniglich die Bösen in ihrem feinsten Gewebe stören.

In Ansehung des Vorschlags der Dame, nahm ich mir die Freyheit, noch einiges einzuwenden. Ich stellte ihr vor, daß es besser wäre, wenn sie sich selbst davon überzeugte, daß Mariane in den schlimmsten Händen wäre. Ich wollte es so anlegen, daß sie als auf einen freundschaftlichen Ueberfall sie überraschte.

Dieß gefiel der Heuchlerin ausnehmend, und sie bat mich je eher je lieber es zu bewerkstelligen. Ich redete ihr zu, gleich den andern Nachmittag zu erscheinen, und es solle alles so veranstaltet seyn, daß sie ohne Aufenthalt in Marianens Zimmer geführt würde.

Jetzt war meine erste Sorge, die Schwester meines Freundes, und Herrn S* von dem zu unterrichten, was ich bewerkstelligt, und den letztern, auf das vorzubereiten, was er zu thun hätte.

Ich wünschte nämlich, daß er kurz vor dem Zeitpunkte der Ankunft der Dame, Marianen im wärmsten Gespräche seiner Freundschaft unterhielte, und zwar die ganze Unterredung auf die Reinigkeit seiner Absichten auf die Glückseligkeit, die er in einem solchen beständig fortdauernden Umgange mit ihr ge-

nießen würde, lenkte. Feyerliche Protestation gegen alles mehrere müßte die Höhe dieses Gesprächs machen, indem die Dame hereinträte.

Es gieng alles vortreflich. Sie kam, und sahe Marianen, ohne daß diese sie im ersten Augenblicke gewahr wurde. S* hatte eine ihrer Hände gefaßt, und sie sahe ihm bey seiner feurigen Deklamation so heiter in die Augen, daß es sich kein Mensch einfallen lassen konnte, etwas anderes, als ein Geständniß der Liebe darin zu lesen.

Jetzt machte ein Geräusch die erste Störung. Mariane sahe die Priorin, deren Gesicht ich nicht zu beschreiben wage, sprang plötzlich auf, und wollte sie im ersten unschuldigen Entzücken umarmen. Die Dame trat einige Schritte zurück. Ich glaubte, Mariane würde erblassen, aber sie wurde glühend.

Kennen sie ihre Mariane nicht mehr? würdige Mutter.

„Fast sollte ich sie nicht mehr kennen. Ist das die Mariane, die ich so voll Eifer für ihren Stand aus dem Kloster begleitete? Sollte diese die Kleidung, die ihr so lieb war, so schnell vertauscht haben? Sollte ich diese auf diese Art antreffen? Nein, hier ist ein Betrug — Aehnlichkeit muß hier täuschen. Gehen sie liebes Kind, rufen sie mir meine Mariane. Sie mögen ein liebes gutes sittsames Mädchen seyn, die vielleicht bald Hymens Fakel mit diesem Herrn vereinigen wird, aber eine Mariane würde ich so, sehr unanständig überrascht haben.“

Wie lieb war mirs, daß sie das Wort hervorbrachte, da sie übrigens die Sache sehr vortheilhaft für sich, und

ihre Absicht gewendet. Dieß mußte aber das Mädchen beleidigen, die sich nichts übles bewußt war, die eben in diesem Augenblicke ihres Liebhabers Versicherung empfangen hatte, daß er nichts mehr wollte, als freundschaftlichen Umgang.

Mariane nahm sich jetzt sehr gut. Sie nöthigte die Priorin sich zu setzen.

Wenn sie mich nicht kennen wollen, sagte sie, so muß ich mir das gefallen lassen. Ihre Vorwürfe treffen mich nicht, denn ich bin mir keiner unanständigen Handlung bewußt. Daß ich diese Kleidung anlegte, that ich denen zu gefallen, die mich nur für diese kurze Zeit genießen, und da ich in der jetzigen Zwischenzeit von meinen Pflichten, die außer meinem Herzen liegen, frey bin, so konnte ich es auch von der

Kleidung seyn denn diese trägt nichts zu meinen Empfindungen bey. So warm, wie ich von dieser Stelle aufsprang, sie zu empfangen, so warm wäre ich in ihre Arme zurückgekommen, wenn die mir aufgelegte Zeit zur Entschliessung vorbey gewesen wäre. Ich bin immer noch fest. Man hat mir selbst im Kloster oft gesagt, daß man erlaubte Freuden in ihrer ganzen Fülle genießen könnte. Das habe ich auch itzt gethan, und ich habe den Himmel nicht damit beleidiget. Ich werde mich ihrer einst in jenen Mauren mit freudigen Andenken erinnern.

Dieß konnte die Dame nicht aushalten. Ich bemerkte es gleich. Sie stand auf, und sagte mit vieler Bitterkeit:

Für eine solche Heiligkeit danken jene Mauren. Ich will mich entfernen, und ihnen Raum lassen, ihr Vergnügen ungestört zu geniessen. Ich schränkte nie ihren Willen ein. Ihr Herz war mir nur nahe. Ich habe wohl nicht nöthig, mich wieder her zu bemühen. Sie werden schon selbst kommen, wenn sie der Freude genug genossen haben.

Sie erwartete keine Antwort, sondern reichte mir ihre Hand, sie am Wagen zu begleiten. Unterwegens sagte sie,: Das hoffe ich, soll wirken. Sie wird bald bey mir seyn.

Ich hoffe es auch, war alles, was ich antworten konnte, denn so gut auch ihr Betragen für meine Absichten war, so verhaßt war mir doch ihr Karakter.

Natürlich weinte Mariane, als ich wieder hineinkam. Die Freude des heutigen Tages, sagte sie, ist mir schlimm bekommen. Von der Seite habe ich sie noch nicht gekannt. Ein gutes Wort hätte mich zu kindlichen Thränen gebracht. Aber bey dieser Behandlung konnte ich nicht vor ihr weinen. Sie kann mich nie geliebt haben.

Das hat sie auch nicht, sagte ich, weil mir der Zeitpunkt zu viel werth war, um jetzt ihn nicht zu nutzen. Ich hätte lange gesprochen, liebe Marianne, aber ich mußte schweigen, weil sie zu sehr für sie eingenommen waren. Diese Dame trieb Verachtung ihrer Liebe ins Kloster. Die ganze Ursache, warum sie sie darin behalten will, ist, weil sie ihnen ihre glückliche Liebe nicht gönnt.

Ich will es bey Seite setzen, sagte sie, daß sie von Liebe sprechen, von der ich nichts wissen will. Aber können sie mir die Wahrheit dessen beweisen, was sie sagen.

Jetzt erzählte ich Mariannen, was ich gethan, und verhehlte ihr nur den Zeitpunkt. Sie frug mich, ob sie der Priorin hievon Nachricht geben dürfte, und ich erlaubte ihr das gern. Mir lag nichts daran, ob die Priorin meine Feindin würde, wenn ich nur sie glücklicher wußte.

Auf den Brief, den Marianne deswegen schrieb, erhielt sie folgende Antwort:

„Ich gestehe es zwar, daß man mich überlistet, und mir ein Geheimniß abgelokt, welches ich als Wahrheit zu bekennen mich nicht scheue. Aber

sie

sie sollen mir nie glaubend machen, als ob sie die Hand nicht mit im Spiel gehabt hätten. Es wird eine der vorzüglichsten Kränkungen meines Lebens werden, sie in ihrer Liebe glücklich zu wissen, aber wenn alle Männer denken, wie der, welcher mich verließ, und wie der, der auf ihr Anstiften mich jetzt hintergieng, so wird mich ihr Geliebter sattsam an ihnen rächen, und das ist mein Trost.“

Ich brauchte viel Ueberredung, um Marianen es vergessen zu machen, daß ich mehr als die Entlarvung dieser Heuchlerin zum Entzweck gehabt. Sie beschloß, sich nie wieder mit dieser Dame einzulassen, sondern ein anderes Kloster, als welches diese nach der Ver-

lassung ihres eigenen aufgehobnen zum Aufenthalt gewählt hatte, zu beziehen.

Indessen blieb die Wahl dieses Klosters ausgesetzt. Die vergangene Sache wurde vergessen, der Priorin nicht mehr gedacht, und wir lebten in gemeinschaftlichen Freuden fort.

S* wurde aber ungeduldig. Er frug mich, wie lange er denn die Larve der Freundschaft noch tragen sollte, da die Liebe ihn unaufhaltsam anfiele. Wenn das eine Lebenszeit durchgehen sollte, so meinte er, wäre er um nicht viel gebessert, als wenn Mariane im Kloster wäre.

Wissen sie nicht, sagte ich ihm, daß morgen der ausgelaufene Termin ist, und müssen sie nicht abwarten, ob der Taumel der Wonne es nicht Marianen vergessen läßt, daß dieser Tag

ent-

entscheidend ist. Uebergeht sie diesen, dann stehe ich vor alles. Ich bat ihn nur, nicht anders zu seyn, als gewöhnlich, damit wir sie nicht etwa selbst zur Erinnerung brächten.

Die Vorsicht, die ich gebraucht, war nöthig. Herr S* konnte diesen Abend, ohngeachtet aller Mühe, schon nicht so seyn, wie ich ihn wünschte. Ich fieng selbst an Grillen zu machen, als mir der Gedanke einfiel eine kleine Exkursion auf das Landgut meines Freundes vorzuschlagen. S* erholte sich, da dieß ohne Widerrede angenommen wurde, und Mariane ihm sagte: Sie sind nicht so aufgeräumt, wie sonst, vielleicht macht eine freyere Luft sie munterer.

Wir fuhren hinaus. Die Witterung hätte nicht günstiger seyn können.

Der

Der Himmel schien allen unsern Wünschen zu entsprechen. Wir schwärmten im Mondschein bis um Mitternacht umher, und erwachten, um des schönen Morgens wieder zu genießen. S* selbst vergaß, was er befürchtete, und ich beobachtete auch nicht die geringste Veränderung an Marianen.

Der Himmel ist aber oft heiter, und schnell bedecken ihn trübe Wolken. Wir fuhren am Abend spät zu Hause, und den andern Morgen gieng ich zur Schwester meines Freundes.

Heute werden wir nicht den gestrigen Tag haben, sagte sie. Lesen Sie. Sie gab mir ein Billet, und ich erkannte gleich die Hand der Priorin. Es lautete so:

„ Gestern, Mariane, wurden sie also meineidig am Himmel, und nun hilft ihnen alle Rückkehr nichts.

Ge-

Genießen sie also ihrer süssen Freuden, nur lassen sie sich das Bittere von mir hineinmischen, daß sie so gut eine Heuchlerin sind, wie ich, und Empfindungen logen, die nur ihr Mund sprach, und woran ihr Herz keinen Antheil hatte."

Und Mariane hatte das Billet?

Freylich hatte sies. Außer sich, wie ich sie noch nie gesehen, brachte sie mirs. Ich bin mit dem Himmel, mit meinem Herzen, mit meinem Gewissen zerfallen, sagte sie. Der gestrige Tag war ein unglücklicher Tag für mich. Im Taumel der Freude vergaß ich, daß er nicht mehr zu denen gehörte, die ich hier zubringen wollte. Meine glückliche Lage hätte michs noch länger vergessen lassen. Aber ich bin schrecklich aus dem Schlafe des Vergnügens ge-

weckt worden, und was mir am kränkendsten ist, so hat sie mich daraus geweckt, die mit meiner Seele so bekannt war, und an mir zur Verrätherin geworden ist. Sie gab mir darauf das Billet, hörte auf alles nicht, was ich ihr sagte, und kündigte mir an, daß sie heute noch ein Kloster wählen, sie und Herrn S* zum letztenmale sehen, und morgen ein Haus verlassen wollte, wo sie zwar unaussprechliche Freuden geschmekt, aber auch den ersten und unverzeihlichsten Fehltritt ihres Lebens begangen. Nun müssen sie helfen, denn auf diesen Zufall haben sie sich wohl nicht vorgesehen.

Nein, in der That nicht, antwortete ich ihr, aber er ist nicht der schlimmste, der kommen konnte. Weit schlimmer wäre eine Warnung gewesen, die gestern gekommen wäre. Das sahe die

schlaue

schlaue Heuchlerin in der Wuth ihres Zorns nicht ein, oder sie glaubte vielmehr nicht, daß ein solcher Entschluß noch sich bey Marianen finden könnte. Dieses kömmt für die ganze Wirkung zu spät, und der getheilten wollen wir schon eine andere Wendung geben.

Ich eilte gleich zu Herrn S* der nicht wenig erschrak, und mir ganz gewiß das Konzept verdorben hätte, wenn ich ihn nicht gestimmt. Er wollte seine ganze Beredsamkeit zusammennehmen, ich rieth ihm aber davor auf den Ton eines Verzweifelnden zu denken.

Wir kamen zu ihr. Sie kam uns weinend entgegen. Gestehen sie mir beyde aufrichtig, fieng sie an, ob nicht ihr vorgestriges zerstreutes Wesen, so wie die gestrige Spazierfahrt mit allen dabey gebrauchten Künsten darauf abziel-

zielten, mich es vergessen zu machen, daß der Tag meiner Entfernung von ihnen bestimmt war.

Allerdings, sagte ich, war dieß der Zweck. Wir arbeiteten gemeinschaftlich darauf.

„Und was haben sie dadurch erlangt? Einen Tag Aufschub! Und was hat ihnen dieser genutzt. Mich haben sie dagegen in ein entsetzliches Labyrinth von Unruhen verwebt. War der Gewinn eines Tages des Verlusts meiner Ruhe und meines guten Gewissens werth? —“

Wir hoffen mehr Tage zu gewinnen, hoffen ihre Ruhe wiederhergestellt, ihr Gewissen geheilt, und sie doch noch bey uns zu sehen.

Was hoffen sie, sagte sie erstaunt. Sollten sie das denken können? Nicht

einen Tag gewinnen sie mehr. Morgen trenne ich mich von allen, was mir angenehm war, und kehre zur Einsamkeit zurück.

S* hatte bis jetzt ihre Hand gehalten, welche sie ihm auch ungestört überlassen. Nun ließ er sie plötzlich fahren, und trat zurück. Das wäre ihr Ernst, rief er aus? Sie könnten mich nach allen dem, was zwischen uns vorgefallen, verlassen, mich der Verzweiflung überlassen? Sie wären hart genug statt eines paradiesischen Himmels die schwärzeste Hölle mir zu bereiten? Lassen sie mich ihn nicht ganz ausdenken, diesen entsetzlichsten aller Gedanken? Das könnten sie? Nein; denn, wenn ich von Pol zu Pol reiste, so träfe ich kein Tygerherz, was dieses könnte. Nein, Maria-

riane, es soll nur Prüfung seyn, nicht wahr, nur Prüfung — denn sonst —

„Ums Himmels willen, faßen sie sich, Karl. Alles, alles, was ich thun konnte, habe ich ja gethan. Ich habe treulich Wort gehalten, habe jede Stunde ihnen versüßt, die ich ihnen versüßen konnte, habe ihnen die innigste Freundschaft bezeigt.“

Haben mir eine Seligkeit gezeigt, um sie mir zu rauben —

„Und was waren denn alle ihre Versprechungen —“ Ueberredungen meiner selbst wären es. O meine Mariane, das alles sprach nur mein Mund, nicht mein Herz. Das schlug lauter brennende feurige Liebe, und immer, wenn ihre Blicke den meinigen antworteten, glaubte ich innige feurige Liebe zur Antwort zu erhalten, dachte, daß ihr Herz

auch ihrem Munde widerspräche. Bin ich jetzt zum zweytenmale getäuscht, nun, so ist Verzweiflung mein Loos, und dann, Mariane, hört Standhaftigkeit, und Religion auf. Dann ist das Schicksal ihres Bruders das Meinige.

„Schrecklicher Mensch, was sagen sie da, rief sie. Kommen sie doch, fuhr sie, zu mir gewandt, fort, helfen sie mir ihn besänftigen, rathen sie mir, was kann ich, was soll ich thun?“

Entweder gestehen, daß ihr Herz mit dem seinigen sympathisirt „ Gestehen! Gestehen! Oder eben so viel Zeit anwenden ihn den Weg zurückzuführen, den sie, sie allein ihn führten.

„Und hier gäbe es kein Drittes besseres?“

Ich wüßte keines. Ich habe sie im Anfange gewarnt, sie folgten mir nicht. Diese Folgen sah ich voraus.

"Geben sie mir Bedenkzeit. Lieber S* sie haben mit ihren schrecklichen Vorsatz meinen ganzen Muth niedergeschlagen. Ich wollte, ich hätte nie daran gedacht, das Kloster zu verlassen. Sie sind ein böser betrügerischer Mann. Wem soll ich trauen, wenn ihre Worte, ihre Versicherungen Blendwerk waren?

Bedenkzeit, sagte S*. Gut, Mariane, sie sollen sie haben. Bis morgen. Aber dann eine bessere Entschliessung, oder mein Leben liegt auf ihrer Seele. Verzeihen sie, wenn ich hart bin. Aber ich liebe sie so unaussprechlich, daß ich mich nicht von ihnen trennen kann. —

" Nicht trennen können! Gott! In was für ein Labyrinth bin ich verwickelt worden. Ja, das ist nicht recht, eines schwachen Mädgens so zu spotten, sich der ganzen Uebermacht zu bedienen, um

eine Leichtgläubige zu hintergehen. Lassen sie mich allein. Gehen sie beyde. Ich brauche Erholung.

S* fiel mir um den Hals, wie wir allein waren. Ich habe gewonnen, sagte er, sie läßt mich nicht, sie liebt mich. Ich war selbst dieser Meynung, und bat ihn nur, noch mit der äußersten Vorsicht zu Werke zu gehen.

Sie ließ mich den andern Morgen rufen. Ich muß mit ihnen allein sprechen, sagte sie. S* ist zu ungestüm, und ich liebe ihn zu sehr. Ich weis nicht, was er aus mir gemacht hat, daß seine Forderungen mir billig vorkommen, daß ich glaube, Pflichten gegen ihn zu haben, die jene auf Augenblicke verdrängen. "Täuschen sie sich doch nicht länger meine Freundin, und lassen sie sich gerade heraus sagen, was ihnen ist. Sie

lieben. Liebe zu Herrn S* stellt ihnen seine Forderungen als billig vor. Liebe ist es, die sie vergessen macht, daß sie andere Pflichten zu haben glaubten.

"Ich fange an zu fürchten, daß sie recht haben, und doch möchte ich die Bestätigung davon nicht gern wissen. Wie werde ich mich in den Augen der Priorin, wie in den Augen aller derer rechtfertigen, die jetzt erwarten, daß ich mein Gelübde erneuern, und mich so standhaft zeigen soll, wie ich's versprochen?

Wer erwartet das? Menschen, die nur in ihrer Einbildung da sind. Die einzige, die sie verblendete, jene Heuchlerin wäre froh, wenn sie ihre neidische Rachsucht an ihrem lebenslänglichen Unglück kühlen könnte.

"Sie nennen das ein Unglück, worinn ich mein Glück sezte?

Verstehen sie mich recht, Mariane. Vielleicht hätten sie können zufriedner leben, wenn sie gleich im Kloster geblieben wären. Alle die Begriffe, die sie sich einmal gemacht, waren auf jenes eingeschränkte Leben gestimmt. Jezt, da sie lieben, und heftig lieben, hätten sie sich die erste Zeit mit dem Wahne einer heldenmässigen Ausführung ihrer Pflicht eingeschläfert, aber glauben sie mirs, feurig und mächtig wäre ihre Leidenschaft wieder erwacht, und sie wären ein schreckliches Opfer derselben geworden.

"Und sie denken, daß das alles so wahr ist, wie sie es da sagen. Nein, mein Herr, da kennen sie die Stärke der Menschheit noch nicht. Wer die Erfah-

rung nicht davon gemacht, der muß nicht glauben können, wessen Entschlossenheit fähig ist. Alle ihre Gründe würden mich nicht bewegen, dem, was bis auf jenen Augenblick noch nicht im geringsten wankte, treu zu bleiben. Die einzige Drohung ihres Freundes, o daß ich den auch meinen Geliebten nennen muß, der mir so drohen konnte, hat auf mich gewirkt. Ich ließ sie auch nicht rufen, von ihnen Gründe gegen das Klosterleben zu hören. Ich weis, daß sie den genug in Bereitschaft haben. Ich weis, daß sie es sind, der mich aus der Einsamkeit herausrieß. Ich weis, daß sie der ewige unüberwindliche Rathgeber dessen geworden, um dessen willen ich jetzt so viel leide. Ich weis, daß sie an Politik mir weit überlegen sind. Ich habe sie blos sprechen wollen, um sie auf ihr

Ge-

Gewissen zu fragen, ob sie wohl glauben, daß S* den Vorsatz ausführen könnte, oder ob sie denken, daß der schreckliche Taumel auch bey ihm vorübergehen wird, wenn er sieht, daß die Sache nicht mehr zu ändern ist.

Wenn sie aber alles das von mir wissen Mariane, wenn sie mich für den partheyischen Rathgeber ihres Freundes halten, wie kommen sie dazu zu glauben, daß ich ihnen die Wahrheit sagen werde, daß ich nicht eben dieser Politik mich bedienen werde, ihnen den Entschluß meines Freundes nicht allein wahr, sondern auch schnell ausgeführt, darzustellen! Gestehen sie nur, sie wollten noch eine Stüze haben, woran sich ihre sinkende Neigung fürs Kloster beym Fallen halten kann.

„Sie

"Sie sind grausam und ich bin unglücklich, sagte sie, von einem Thränenstrom begleitet.

Daß es so kommen würde, wußte ich, aber ich wollte doch auch den guten S* davor sichern, daß ihm nicht in der Folge der Zeit in der Stunde irgend einer bösen Laune, die Schuld von allem allein beygemessen würde, wovon er sie nicht zu tragen hatte.

Er kam mir zur rechten Zeit zur Hülfe, und Mariane gab endlich unsern beyderseitigen Bitten, Zureden, Drohen, Verzweifeln nach, und unterschrieb das Gesuch um Dispensation.

Daß sie sie bald erhielt, und daß sie eben so bald zu vergessen anfieng, daß sie ins Kloster zurückgewollt hatte, läßt sich ohne Wahrsagergeist errathen.

Am Tage der Hochzeit, wo die Braut so reizend als munter war, wollte mir Herr S* ein Kompliment machen, und sagte: Ich hätte ein Meisterstück gemacht: Ich wandte mich weg, nachdem ich ihm ins Ohr geflüstert:

Man muß nur die Sache am rechten Ende anfangen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Albrecht, Johann Friedrich Ernst,

Skizzen aus dem Klosterleben

Bd.: 1. Sammlung

1786

Coburg, Landesbibliothek -- D I 12/1(1/2)
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11939867-7